

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 303

Nr. 17

São Paulo, 19. Oktober 1912

IX. Jarhg.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Das erste Quartal der neuen Kaffeeexport-Saison. Die Preisbewegung, die kommende Ernte und die Marktlage. Der September- und der Quartal-Export über Santos. Beteiligung der Absatzgebiete, Schiffsgesellschaften und Firmen. Der Septemberverkehr in R.o. Verschiffungen in 9 Monaten und Beteiligung der Rio-Firmen. Nortz über die Marktlage.

Mit dem Monat September ist das erste Quartal der neuen Kaffee-Exportsaison beendet. In diesen ersten drei Monaten hat sich über Santos die Ausfuhr im Vergleich zum Vorjahre also abgewickelt (in Sack):

	1912	1911
Juli	699.733	615.410
August	529.051	951.931
September	1.018.376	1.221.007

3 Monate	2.247.160	2.888.398
----------	-----------	-----------

Die Zufuhren, die im Juli mit 672.083 Sack begannen und im August 1.211.537 Sack betrugen, stiegen im September auf 1.484.110 Sack, so daß sie in den 3 Monaten 3.367.110 Sack erreichten gegen 4.244.959 Sack im 1. Quartal 1911. Es vollzieht sich also die gegenwärtige Ernteablieferung langsamer als im Vorjahre. Die Gründe liegen einerseits in den Verkehrsschwierigkeiten, die in Santos teils durch den Streik, teils durch die enorme Anhäufung der Importwaren verursacht sind, andererseits in der Lage des Marktes und der Stimmung der Wareninhaber, welche, auf die Position des Artikels vertrauend, keine Eile haben zu verkaufen, auch selbst nicht zu den im Verhältnis zum Vorjahre sehr günstigen Preisen. So hat sich der Stock in Santos, der zu Beginn der Exportsaison 1.350.485 Sack hielt, mit jedem Monat gesteigert, so daß er Ende September 2.345.424 Sack betrug, gegen 2.697.574 Sack am gleichen Datum vorigen Jahres und auch weniger als in gleicher Zeit der beiden vorherigen Jahre. Schon hierin liegt ein Grund für die Befestigung des Marktes, ganz abgesehen von der ziemlich niedrigen Schätzung, die über die nächste Ernte infolge der eingetretenen Trockenheit und Kälte zirkuliert.

Die Preisbewegung in diesem Quartal hat sich durch einen Rückschlag bemerkbar gemacht, der bereits im Monat Juli einsetzte und einen Rückgang von 300 Reis auf 10 Kilo erreichte und der

sich im August derart verschärfte, daß unsere Fazendeiros und Valorisatoren bereits in Alarm gerieten, da Typ 4 bis 7\$600 und Typ 7 bis 6\$900 fiel. Es war dies in der zweiten Woche August. Von da an stellte sich wieder die Hausse-Wendung ein, die schon im August es wieder bis 7\$900 resp. 7\$200 gebracht hatte. Was die zweite Augushälfte begannen, setzte der September energisch fort. In der ersten Woche gingen die Notierungen schon auf 8\$500 resp. 7\$800. Auf die zu rasche Steigerung kam dann wieder eine Mäßigung bis 8\$200 resp. 7\$500, die mit geringen Veränderungen bis Ende der dritten Woche anhielt. Die ungünstige Witterung der letzten Septemberwoche blies wieder stärkeren Wind in die Segel der Hausse, so daß der Monat mit 8\$700 resp. 7\$800, somit also wieder der höchste Stand des August erreicht wurde.

Wenn auch über den Stand der Kaffeepflanzungen und den Erfolg der letzten Blüte heute ein definitives Urteil noch nicht möglich ist, so ist doch aus dem Verlaufe der Witterung immerhin soviel zu entnehmen, daß die Valorisatoren eine Bombenernte nicht zu befürchten brauchen, während andererseits die Märchen über eine Minimalernte nur als bloße Spekulationserfindungen taxiert werden müssen. Indessen haben auch die Meldungen über die von Paraná herüber drohende Gefahr eine verständliche Aufklärung gefunden, dahingehend, daß von einer Gefahr auf Jahre noch nicht die Rede sein kann, daß man aber immerhin damit rechnen muß, daß Paraná mit seinen großen Strecken von terra roxa in den Kreis der Kaffeestaaten eintreten wird und wahrscheinlich in einer nicht zu fernen Zeit mit seiner jungfräulichen Erde die Kaffeestaaten Minas, Rio und Bahia mit ihren vielfach erschöpften Fazendas in den Hintergrund drängt.

Von den über Santos im September exportierten 1.018.376 Sack gingen 325.028 nach New York, 110.477 nach New Orleans, 4000 nach San Francisco, 179.930 nach Hamburg, 7750 nach Bremen, 86.725 nach Triest, 3000 nach Fiume, 73.554 nach Rotterdam, 63.995 nach Amsterdam, 32.300 nach Antwerpen, 22.724 nach Havre, 9881 nach Marseille, 17.621 nach Genua, 14.830 nach Stockholm, 11.445 nach Gothenburg, 10.059 nach Buenos Aires.

Die Schiffsgesellschaften beteiligten sich an diesem Transport wie folgt: Hamburg-Südamerika-Linie 180.542, Hamburg-Amerika-Linie 120.682, Norddeutscher Lloyd 88.821, Lamport u. Holt 157.784, The

Prince Line 157.160, Royal Mail 34.998, Jolinstohn Line 30.365, Harrison Line 10.500, Hollandische Lloyd 62.295, Adria 50.371, Austro-Americana 44.339, Société Maritimes 12.271, Messageries Maritimes 1470, Lloyd Italiano 12.088, La Veloce 5495, Italia 2989, Navigazione Generale 15, Lloyd Brasileiro 24.517 Sack etc.

Wie die einzelnen Firmen sich an diesem Export über Santos im letzten Monat September und im 1. Quartal dieses Jahres beteiligten, ist aus der folgenden Tabelle zu ersehen:

	Juli u. August	September
	Sack	Sack
Prado Chaves & Co.	350.653	166.250
Theodor Wille & Co.	130.101	237.160
Naumann Gepp & Co.	90.016	91.699
Michaelson, Wright & Co.	55.101	45.164
Franco-Brésilienne	36.265	68.505
Hard, Rand & Co.	59.881	34.958
Krische & Co.	43.782	26.581
Leon Israel & Bross	37.173	37.502
C. F. de Lima & Co.	41.382	7.653
E. Johnston & Co.	54.821	48.959
Roxo & Co.	19.827	2.000
Arbuckle & Co.	76.619	34.035
Nossack & Co.	21.710	24.463
Comp. Commercio de Café	1.914	115
Holworthy, Ellis & Co.	23.930	24.882
Eugen Urban & Co.	28.056	16.548
Schmidt & Trost	9.910	5.090
George W. Ennor	23.661	8.400
M. Laughlin & Co.	9.456	8.640
Leme Ferreira & Co.	17.650	15.613
G. Trinks & Co.	12.981	15.474
R. Alves Toledo & Co.	27.080	40.567
Baldivin & Co.	4.505	—
Pamplona & Co.	2.750	—
Levy & Co.	8.375	—
Whitaker, Brotero & Co.	15.615	8.225
Zerrenner, Bülow & Co.	4.642	6.762
Leite & Santos	2.750	3.750
Nioac & Co.	14.575	6.250
J. Cordeiro	6.150	2.311
Konsum an Bord	158	35
Verschiedene	10.028	41.835
Total	1.228.874	1.018.376

Ueber den Hafen von Rio de Janeiro wurden im Monat September 312.477 Sack exportiert gegen 196.139 und 232.186 Sack in den Monaten Juli und August.

In den 9 ersten Monaten des laufenden Jahres wurden in Rio insgesamt 1.556.529 Sack verschifft. Davon gingen nach Nordamerika 462.980, nach Europa 712.304, nach dem La Plata und Pacific 154.296 und den Küstenstädten Brasiliens 226.949. Hamburg erhielt 204.701, Bremen, 250, Marseille 194.426, Bordeaux 23.803, Havre 20.149, Triest 150.905, Antwerpen 45.821, Amsterdam 3250, Rotterdam 500, Stockholm 41.946, Genua 21.459 etc.

Von den Rio-Firmen beteiligten sich an diesen neunmonatlichen Verschiffungen folgende mit Quantitäten von über 10.000 Sack:

Ornstein u. Co.	314.184
Eugen Urban u. Co.	194.960
Theodor Wille u. Co.	179.780
Pinto u. Co.	136.887
Mc. Kinlay, Schmidt u. Co.	111.529
Castro, Silva u. Co.	94.926
Pinheiro u. Ladeira	78.828
Louis Boher u. Co.	75.065
Hermann Baash	68.247
Adolpho Schmidt Filho u. Co.	50.757
Norton Megaw u. Co.	35.330

Oscar Marques u. Co.	29.790
Robert Schoenn	22.874
Sequeira u. Co.	19.153
Dias Garcia u. Co.	17.620
Fabricio Gomes Pedroza	16.883
Zenha, Ramos u. Co.	16.082
W. F. Mc. Laughlin u. Co.	15.892
Pierre Pradez	13.613
F. Gaffrée	13.023
Cooperativa Agricola de Minas Geraes	13.000
Hard, Rand u. Co.	12.045
Clarkson u. Co.	10.950
Verschiedene	15.088

Ueber die Marktlage schreibt die bekannte Havre-Firma Nortz u. Co. am 14. September:

„Der Markt war Anfang der Woche abgeschwächt und Kurse gingen vorübergehend bis Fr. 83½ zurück.

Veranlassung dazu waren zunächst weitere Realisationen und Glattstellungen, eine gewisse Reserve der Käufer mangels neuer stimulierender Nachrichten und sodann auch dürften hier für Verschiffung ab Java im nächsten Jahre etwa 50.000 Sack Robusta-Kaffee geschlossen worden sein, gegen welche die Käufer Termine abgaben. Ob ein solches Quantum bei dem immerhin beschränkten Liebhaberkreis für diese Sorte sich nicht als zu groß erweisen wird, muß noch dahin gestellt bleiben.

In Rio scheint man, nach der Verkaufswilligkeit zu schließen, gleichfalls weniger heiß zu sein, aber auch in Santos zeigte sich vorübergehend ein sichtlicher Wunsch zu Realisationen.

Es ist ganz zweifellos, daß die letzte rasche Steigerung dazu geführt hat, die bisherigen Gegensätze zu vertiefen. In den Konsumländern ebenso wie in Brasilien kann man sich vielfach nicht mit dem Gedanken der Möglichkeit und noch weniger der Wahrscheinlichkeit einer weiteren Wertsteigerung von Kaffee vertraut machen. Die stille Opposition gegen heutige Preise wechselt mit einer mißmutigen Stimmung darüber, daß immer aufs neue die besten Kaufgelegenheiten verpaßt werden — so jetzt wieder —, wo Trockenheit und Frost die Erntemöglichkeiten in überraschender Weise umgestaltet haben, ehe man gekauft hatte.

Dagegen gibt es auch heute in Kaffee eine starke Partei, welche an den Schaden der Bäume und Blüten durch die jüngsten Witterungsercignisse glaubt, die zielbewußt in allen nachgiebigen Märkten kauft und dadurch auch jetzt wieder den Markt befestigt hat.

Dazu kommen Nachrichten, sei es von privater, sei es von offizieller Seite, wonach durch die Fröste der Vorwoche etwa 25 Prozent der Ernte vernichtet sein sollen. Wie sehr übrigens das Bild der Ernte wechselt, möge daraus hervorgehen, daß uns einer unserer Vertrauensleute bei São Simão an der Mogyana-Linie Mittwoch drahtete, daß die ausschlaggebende September-Blüte für nächste Woche erwartet sei.

Eine weitere Depesche von vorgestern abend meldete, daß die Blüte aufgebrochen, aber infolge ungenügenden Regens sehr unregelmäßig sei.

Gestern nachmittag meldete man uns, daß ein größerer Teil der Blüte bei São Simão durch schweren Hagelschlag vernichtet worden sei.

Zum besseren Verständnis der letzten Ereignisse dürfte ein Brief dienen, der uns aus dem Innern vom 19. August berichtet, also vor dem letzten Frost:

„Ich kann Ihnen heute mitteilen, daß glücklicher Weise keine große Kälte eingetreten ist, und daher alles gut geht. Dem sehr guten Wetter zufolge gehen alle Erntearbeiten schlang vorwärts, und wird

bis zum 20. bis 30. September alles erledigt sein.

Ich habe mit Willen etwas länger mit diesem Briefe gewartet, denn ich wollte Sie über die stattgefundene Blüte genau informieren. — In der Gegend São Simão war die Blüte gut, und beim Aufbrechen derselben versprach man sich viel davon. — Leider meint es die Sonne noch allzu gut, und durch die beinahe viermonatige Dürre sind die Bäume wieder sehr mitgenommen worden.

Es ist noch ein Glück, daß die Bäume teilweise gut belaubt sind, sonst würde die stattgefundene Blüte von der Sonnenglut ganz und gar vernichtet. Aber so glaube ich, daß der augenblickliche Verlust nicht unter 25 bis 30 Prozent einzuschätzen ist, denn ein großer Teil der Blüten, welche in steinig und hohen Regionen aufgebrochen sind, sind schon beim Aufblühen vernichtet worden, durch die allzu große Dürre.

Gerade jetzt brauchen wir sehr notwendig Regen, um die kommende Blüte besser vorzubereiten, und doch hat es nicht den Anschein, daß sich bald Regen einstellen wird. Wenn es in den nächsten acht Tagen nicht regnet, so ist es möglich, daß die zu erwartende Blüte verderben wird. Uebrigens hat es nicht den Anschein, daß wir eine sehr große Ernte bekommen im nächsten Jahre, denn die Pflanzungen sehen schon teilweise sehr schlecht aus, da die lange anhaltende Dürre die Bäume entblättert.

In der Sorocabana-Zone ist der Kaffee durch das Fehlen des Regens sehr zurück in der Reife, aus welchem Grunde wohl ein großer Teil verloren gehen muß. Die letzte Blüte war bloß in hiesiger Gegend groß, in Casa Branca sehr klein, ebenso wie in Campinas. Im allgemeinen haben neue Pflanzungen nicht geblüht.

An der Paulista-Zone hat es Blüten gegeben in der Gegend von Jaboticabal, Bebedouro, auch einige Pflanzungen von Jahú sollen schön geblüht haben. Des weiteren erwartet man an genannter Zone eine gute Septemberblüte, vorausgesetzt, daß das Wetter günstig ist.

Voriges Jahr hatten wir zuviel Regen und dieses Jahr haben wir nichts. Im vergangenen Jahre hatten wir vom 1. Mai bis 20. August ungefähr 150 Millimeter Regen zu verzeichnen, und dieses Jahr haben wir in derselben Zeit noch keine 30 Millimeter gemessen. Das muß auf jeden Fall großen Einfluß auf die Entwicklung der Knospen haben.

Aus alledem scheint uns nur eins hervorzugehen, daß die Dinge bis jetzt in Brasilien einen absolut normalen Verlauf nehmen, und die Aussichten auf eine künftige Riesenernte, noch vor vier Wochen berechtigt, sehr zusammengeschrumpft sind.

Ein großer bekannter Pflanze glaubt heute bereits, wie man uns telegraphisch informiert, die künftige Ernte auf 10.000.000 Sack höchstens schätzen zu sollen.

Unsere persönliche Ansicht ist, daß man am besten tun wird, sein Handeln den veränderten Aussichten für nächstes Jahr anzupassen. Es mag ja manchem gegen das Gefühl gehen, daß die Ereignisse aufs neue Brasilien, der Produktion und dem Preisniveau den Rücken steifen, aber es ist ja auch nichts Neues, daß die guten und schlechten Tage, sei es der Produktion, sei es einer Preisentwicklung, immer serienweise kommen.

Kaffee scheint uns vorerst in guter Position und im übrigen wollen wir nur nochmals daran erinnern, daß der Preislauf eines Artikels hauptsächlich durch die Wahrscheinlichkeit künftiger Ergebnisse reguliert wird.

Schulhauseinweihnug in Campinas.

Der Wettergott ist sehr schlecht gelaunt. Er hat nicht nur den Astronomen, die aus fernen Ländern herkamen, um die totale Sonnenfinsternis zu beobachten, einen schlimmen Streich gespielt, sondern er hat auch eine Reihe von schönen Festen, auf die sich Groß und Klein gefreut, soweit es nur in seiner Macht stand, zu verhindern gesucht. So tat er es auch mit dem Feste, das der „Deutsche Schul- und Leseverein“ in Campinas anlässlich der Einweihung seines neuen Schulhauses am 12. und 13. ds. unter Beteiligung der ganzen Campinenser deutschen Kolonie veranstaltete. Am Abend vor dem Feste zeigte der Himmel ein verdrießliches, saures Gesicht, aber man glaubte doch noch, daß Jupiter Pluvius ein Einsehen haben und dem Feste ein gutes Wetter bescheren werde, aber er tat es nicht. Der Morgen des ersten Festtages war ebenso wie der vorhergehende Abend gewesen — der Himmel war finster, mit schweren Wolken bedeckt, und als die Festesstunden herangerückt waren, da regnete es Bindfaden.

Das Fest war gestört, aber nicht verhindert, denn das Publikum, das große wie das kleine, stellte sich zur rechten Stunde ein und das vorgesehene Programm wurde unverkürzt durchgeführt. Um zwei Uhr nachmittags waren die Schulkinder und ihre Eltern in dem alten Schulgebäude an der Rua Ferreira Penteado versammelt, wo Herr Dr. Wilhelm Bolliger eine zu Herzen gehende Ansprache hielt. Es war wohl kein einziger unter den Anwesenden, der sich nicht darüber gefreut hätte, daß neben dem kleinen alten Schulgebäude ein neues größeres entstanden. Aber in dieser Stunde, wo man von dem alten Saale Abschied nahm, wurde allen Anwesenden doch wieder etwas traurig zumute, den Alten wohl mehr als den Jungen. Die meisten der Anwesenden hatten in dem alten Saale ihren Unterricht genossen; er war die Stätte gewesen, wo die meisten von denen, die jetzt ihren Nachwuchs das neue Schulhaus beziehen sehen sollten, selbst die zweite Etappe des Lebensweges an der Hand ihres Lehrers begonnen; Erinnerungen drängten sich auf und manches Auge wurde tränenumflort. Nach der Rede des Herrn Dr. Bolliger sangen die Kleinen „Nun leb' wohl, du stilles Haus“ und schritten im geordneten Zuge dem nur einige Schritte entfernten neuen Schulgebäude zu. Der Wettergott hatte den vernünftigen Einfall, diesen Umzug mit seinem nassen Segen zu verschonen.

In dem mittleren Saale des neuen Schulhauses, der als Bibliothek- und Vortragsraum dienen soll, war ein kleines, mit Zierpflanzen sinnreich und geschmackvoll dekoriertes Podium errichtet. Die auf den Seiten des Podiums aufgestellten Büsten Goethes und Schillers versinnbildlichten, daß in dem Saale und auf der Tribüne der deutsche Geist gepflegt werden sollte, während die an den Wänden angebrachten Bilder des deutschen Kaiserpaars, Kaiser Wilhelms I. und Baron Rio Brancos daran erinnerten, daß in dem Raume, dessen Türe sich zum ersten Male dem Publikum öffnete, mit der Verehrung der deutschen Größe und Macht auch die Verehrung Brasiliens gelehrt werden sollte.

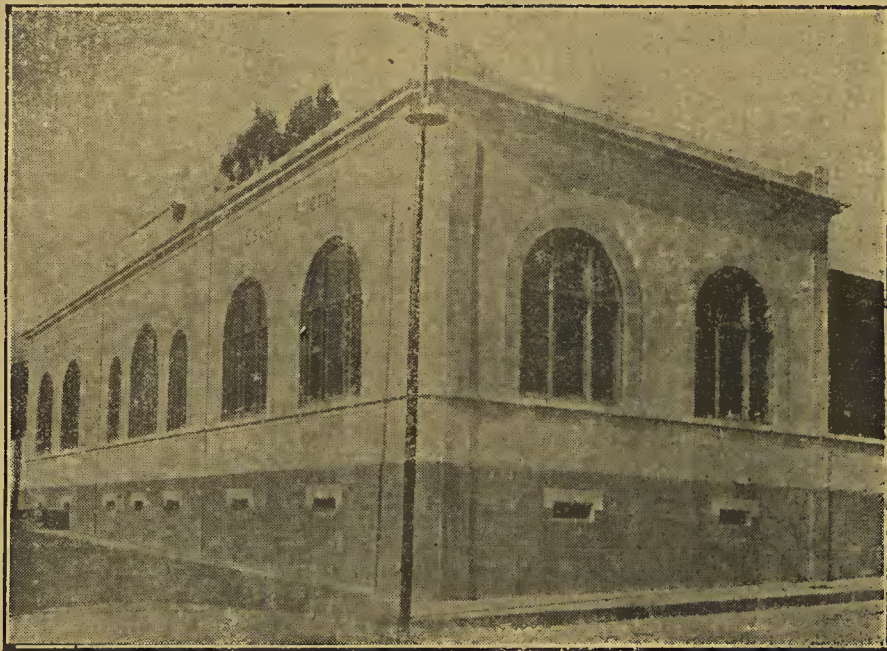
In der vorderen Stuhlreihe nahmen der kais. deutsche Konsul in São Paulo, Herr Dr. von der Heyde, der Kammerpräsident von Campinas, Staatsdeputierter Herr Dr. Antonio Alvares Lobo, sowie die Vertreter der campinenser und paulistaner Zeitungen Platz. Der Präsident des „Deutschen Schul- und

Lesevereins“, Herr Misael Köbner, hielt die Begrüßungsansprache und erteilte dann Herrn Professor Theodor Jahn, dem über die Grenzen des Staates São Paulo hinaus bekannten und hochgeschätzten Schulmann, das Wort zu der eigentlichen Festrede. Bevor der Herr Professor seine deutsche Rede begann, gab er wegen den zahlreich anwesenden Herren der brasilianischen Gesellschaft in portugiesischer Sprache den Inhalt seiner Rede an. So erfuhren auch die luso-brasilianischen Mitbürger, welcher ein langer und schwerer Weg vom „Deutschen Schul- und Leseverein“ ruhmreich zurückgelegt wurde und daß es sich hier nicht nur um die Einweihung eines neuen Gebäudes, sondern wirklich um einen Sieg des Willens, der Ausdauer und der Eintracht über die größten Schwierigkeiten handelte; sie hörten wieder einmal die ernste Bestätigung, daß deutsche Schulen in Brasilien nicht zuletzt dazu gebaut werden, um diesem Lande gute Bürger zu erziehen.

Nach der Rede Herrn Jahns rezitierte die Schülerin Clara Schubert ein Originalgedicht. Darauf brachte der Männerchor des Gesangsvereins „Concordia“ ein schönes Lied zum Vortrag. Nach diesem ergriff Herr Reinhold Laubenstein das Wort zu einer

Blechdach flüchten mußte, so sahen wir doch keine verdrießliche Miene. Man beklagte zwar, daß es nicht so war wie es hätte sein können, aber man nahm schließlich auch mit dem Möglichen fürlieb in der Hoffnung, daß es am Sonntag besser werden würde. Diese Hoffnung ging leider nicht in Erfüllung, denn auch am Sonntag blieb der Himmel bewölkt und jeden Augenblick ging ein Regenschauer nieder, so daß die Festlichkeiten mit turnerischen Vorführungen und Spielen, die für diesen Tag vorgesehen waren, im Freien nicht abgehalten werden konnten. So mußte man sich denn mit einem Beisammensein im Schulhause begnügen. Die campinenser Turner taten dabei ihr Bestes, aber ein verregnetes Fest bleibt doch immer nur ein halbes Fest.

Verweilen wir jetzt etwas bei dem Werdegang des „Deutschen Schul- und Lesevereins“. Dieser Verein wird im April 1913 das Fest seines 50 jährigen Bestehens feiern können und bei diesem Anlaß wird sich jedenfalls eine Feder finden, die seine an bemerkenswerten Momenten reiche Geschichte schreiben wird, und deshalb wollen wir den Entwicklungsgang der strebsamen Vereinigung nur kurz skizzieren. Der Verein, der im Jahre 1863 unter recht



längeren portugiesischen Ansprache. Nach dieser Rede spielte die Musikkapelle „Progresso Campineiro“ die brasilianische Nationalhymne. Nachdem die Hymne, welche stehend angehört wurde, verklungen, nahm Herr Dr. Antonio Alvares Lobo das Wort, um sowohl Deutschland, vertreten in der Person des Herrn Konsuls Dr. von der Heyde, als auch die deutsche Kolonie von Campinas, die er schon seit seiner Kindheit kennen und schätzen gelernt habe, mit der ihm eigenen Beredsamkeit zu begrüßen. Herr Konsul Dr. von der Heyde dankte und brachte ein Hoch auf Brasilien aus. Als letzter Redner sprach Herr Dr. Henrique Vogel, Lehrer am campinenser Gymnasium, der im Namen dieses Institutes der Deutschen Schule im neuen Gebäude ein gutes Gedeihen wünschte.

Nach dem offiziellen Teil trat die Gemütlichkeit in ihre Rechte, welche aber durch den Regen gestört wurde. Der fidele Teil des Festes sollte sich im Schulgarten abspielen, aber bei dem vielen Wasser verging einem schnell der Durst und ohne Durst ist eine Gemütlichkeit schwer denkbar. Trotz alledem blieben die tapferen Campinenser bis Mitternacht beisammen, und wenn man auch sehr oft aus dem Garten in das Schulhaus oder unter ein kleines

bescheidenen Verhältnissen ins Dasein trat — die Stadt Campinas war damals eine ganz kleine Ortschaft — mußte nach 12 jährigem Bestehen 1875 eine schwere Krisis durchmachen, die nur deshalb seiner Tätigkeit nicht ein Ziel setzte, weil vier uneigennützig Männer unter Hintansetzung ihrer eigenen Interessen dem ihnen allen teuren Schul- und Leseverein über die Krisis hinweghalfen. In dem genannten Jahre mußte der Verein sein Lokal aufgeben. Er war nicht so gestellt, daß er sich ein anderes Heim hätte bauen oder auch nur mieten können und ohne Heim wäre er wohl bald eingegangen. Da kam aber die Hilfe. Zwei Mitglieder des Vereins standen zwecks Erwerbung eines Grundstückes mit einer dritten Person in Unterhandlungen und sie faßten den Gedanken, dieses Terrain für den Verein zu erwerben. Zwei weitere Mitglieder traten noch dazu und diese vier Männer kauften nun das Grundstück für sieben Contos de Reis, um es dem Verein gegen zinsenlose Abzahlung zu überlassen. Es waren dies die Herren Theodor Jahn, Jakob Armbrust, Otto Langgard und Wilhelm Wiebeck, von denen nur noch der Erstgenannte am Leben ist, derselbe Herr Professor Jahn, welcher die Genugtuung hatte, bei der Einweihung des neuen

Schulhauses zugegen zu sein und die Festrede zu halten. Die genannten vier Herren wirkten noch weiter für den Verein und bald hatten sie durch Veranstaltung eines Bazars die dem Verein vorgeschossene Kaufsumme eingebracht, und der Verein besaß nun ein schuldenfreies Grundstück. Zur Ehre der deutschen Kolonie von Campinas wie auch der brasilianischen Mitbürger muß gesagt werden, daß, nachdem auf die bezeichnete Weise der Anfang gemacht wurde, alles nach Kräften mithalf, das Werk bald zum Abschlusse zu bringen. Im Besitze eines Grundstückes und eines geeigneten Hauses, sah der Verein sein Fortbestehen garantiert und seitdem ist er keinen derartigen Schwierigkeiten mehr begegnet wie im Jahre 1875.

Nachdem das im Jahre 1875 erworbene Lokal 35 Jahre dem Verein und seiner Schule die besten Dienste geleistet hatte, mußte man an einen Neubau denken, denn das alte Haus entsprach den Bedürfnissen nicht mehr. Wieder fanden sich bereitwillige Hände, die einen Stein zum andern trugen und heute erhebt sich das schmucke neue Schulhaus neben dem alten Gebäude an der Kreuzung der Rua Ferreira Penteado und Rua Visconde de Rio Branco. Die Schwierigkeiten, welche der Verein diesmal zu überwinden hatte, waren nicht so groß, denn die Zeiten haben sich gebessert und mancher von den Campinenser Deutschbrasilianern hat es zu ansehnlichem Wohlstande gebracht, so daß sie das beizusteuernde Scherflein nicht allzu niedrig bemessen mußten. Dennoch aber verdienen die Erbauer des neuen Schulhauses ebenso große Anerkennung wie die, die im Jahre 1875 das Grundstück und das alte Schulhaus erwarben und zu den günstigsten Bedingungen dem Verein überließen. Diese waren Deutsche, die meisten Mitglieder des gegenwärtigen Vereins sind aber Deutschbrasilianer und es ist gewiß sehr häufig zu beobachten, daß in den Nachkommen nicht mehr dasselbe Leben pulsiert wie in den Vorfahren; sie haben andere Gesichtspunkte, andere Ziele, andere Interessen. In Campinas ist dies nicht der Fall: die dortigen Deutschbrasilianer sind ebenso gute Deutsche wie Brasilianer geblieben und sie haben somit den Nachweis erbracht, daß der Deutsche im Auslande trotz seiner Anpassungsfähigkeit doch auch seine Eigenart und seine Liebe für deutsches Wesen zu wahren versteht. Daß dem so geworden, zeugt aber nicht nur davon, daß in den Campinenser Deutschen resp. Deutschbrasilianern ein guter Kern steckt, sondern auch davon, daß dort Männer tätig waren, die diesen Kern richtig zu pflegen verstanden. Herrn Professor Theodor Jahn, den Hauptbegründer der Schule, haben wir schon mehrfach erwähnt, aber auch sein Nachfolger, Herr Schifferli, der noch gegenwärtig der Schule vorsteht und hoffentlich noch lange, lange vorstehen wird, verdient genannt zu werden. Was die deutsche Kolonie diesem Herrn verdankt, das weiß nur sie allein, denn seine Wirksamkeit ist immer eine stille gewesen.

Es würde zu weit führen, wollten wir noch die anderen Herren aufzählen, die, wenn auch nicht als Lehrer, so auf andere Art für die Erhaltung und Festigung des Deutschtums in der „landwirtschaftlichen Hauptstadt“ São Paulos gewirkt haben, und deshalb beschränken wir uns darauf, zu konstatieren, daß die Vereinsleitung gegenwärtig in den allerbesten Händen liegt, die das neuerstellte Haus zustande gebracht und die auch noch kräftig genug sind, das Werk zu vervollkommen.

Das neue Schulhaus, das wir im Bilde vorführen, hat drei gleichgroße Säle und zwar von 8 mal 8 Quadratmeter bei einer Höhe von 5 Meter. Zwei sind für die Schule, einer für die Bibliothek und für

Versammlungen bestimmt. Die Säle sind hell und luftig, so daß alle hygienischen Vorschriften genügend berücksichtigt erscheinen.

Indem wir dem Verein für die unserem Vertreter erwiesene freundliche Aufnahme bestens danken, wünschen wir ihm noch an dieser Stelle ein frisches, fröhliches Gedeihen.

Wochenschau.

Nach einer Meldung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ ist in Deutschland eine Gesellschaft in Bildung begriffen, deren Hauptzweck darin bestehen soll, den deutschen Petroleumhandel zu regeln und zu verhüten, daß der amerikanische Oeltrust sich dieses deutschen Handelszweiges bemächtigt. Die Gesellschaft wird unter Reichsaufsicht stehen und die Regierung wird den Preis für das Petroleum festsetzen.

In ihren letzten Wochenberichten sprechen sich die großen berliner Banken über die wirtschaftliche und finanzielle Lage Deutschlands sehr zufrieden aus und stellen fest, daß zu dem Pessimismus, der in manchen Zeitungen zum Ausdruck kommt, kein Grund vorliegt.

Graf Zeppelin hat wieder einen neuen und großen Triumph erlebt. Er fuhr am Sonntag morgen um 8.35 von Friedrichshafen mit dem jüngst von der deutschen Marine erworbenen Lenkballon „Zeppelin I.“ mit 21 Passagieren ab und wurde um 7.20 abends in Osnabrück gesehen. Später fuhr er über Lübeck und um 9 Uhr morgens landete er wohlbehalten in Johannisthal bei Berlin. Der Ballon war über einen ganzen Tag ununterbrochen in der Luft gewesen und hatte beständig mit den verschiedenen radiographischen Stationen Depeschen ausgetauscht. Für diese Reise haben sich besonders die militärischen Kreise interessiert und sie sind mit dem Resultat mehr als zufrieden, denn der Lenkballon hat nicht nur über einen ganzen Tag fortwährend fahren können, sondern er ist in der Nacht von dem Publikum gar nicht gesichtet worden, was für den Kriegsfall natürlich von der allergrößten Wichtigkeit ist. Wenn ein Lenkballon von den Dimensionen des 21 Personen tragenden „Zeppelin I.“ stundenlang sich der Aufmerksamkeit der Bevölkerung entziehen und ohne auch nur bemerkt zu werden, so gewaltige Strecken zurücklegen kann, dann ist seine Verwendbarkeit im Kriege mehr als genügend nachgewiesen. — Bei der Landung in Johannisthal wurden Graf Zeppelin und seine Begleiter mit großer Begeisterung begrüßt.

Der Attentäter Antonio Dalba wurde am 9. zu dreißig Jahren Zellenhaft und lebenslänglichem Freiheitsverlust verurteilt. Dieses Urteil wird in der Welt den Eindruck erwecken, daß die Geschworenen sich mehr durch ihren Patriotismus und ihrer Liebe zu dem Landesherrn als durch ein aus dem Tatsachenmaterial gebildetes Urteil haben leiten lassen. Die beiden Verteidiger des Attentäters, der Rechtsanwalt Dr. Lupacchioli und der Professor Ferri, die auf dem Wunsch des Gerichtspräsidenten die Vertretung der Sache übernommen hatten, bemühten sich, den Nachweis zu führen, daß Dalba erblich belastet sei und dieser Nachweis ist ihnen auch, wie das aus den ausführlichen Telegrammen ershen werden kann, vollkommen geglückt und man hätte demnach ein milderes Urteil erwarten dürfen, aber der Patriotismus und die Liebe zum König haben dazwischen gesprochen und das Urteil fiel so aus, wie es auch bei einem nicht erblich

belasteten Verbrecher ausgefallen wäre. Dalba hat das schwere Urteil blöde grinsend entgegengenommen. Bei der Verhandlung hat er sich wie ein Kind benommen, den die Untersuchungsprotokolle vorlesenden Gerichtsschreiber unterbrochen und auch zu den Ausführungen seiner Anwälte Bemerkungen gemacht.

Der Verteidiger Professor Enrico Ferri will gegen die Verurteilung Antonio Dalbas zu der äußerst schweren Strafe von dreißig Jahren Zellenhaft Einspruch erheben; der Verurteilte verweigert ihm aber seine Autorisation zu diesem Schritt. Dalba befindet sich in einem Zustande vollkommener Apathie und verlangt nichts anderes, als nach dem Gefängnis überführt zu werden. Ferri würde seine Berufung darauf stützen, daß Dalba erblich belasteter Alkoholiker und Schwindsüchtiger ist und außerdem an Gehirnentzündung leidet, so daß er nach den in Italien geltigen Gesetzen strafrechtlich nicht verantwortlich gemacht werden kann. Dalba ist von den Gerichtsärzten nicht auf seinen Gesundheitszustand untersucht worden. Das ist ein Beweis mehr, daß die Gerichte im Falle Dalba etwas befangen gewesen sind. Da hierbei der sehr beliebte Landesherr in Frage kam, so ist eine solche Haltung wohl menschlich sehr erklärlich, aber gerecht darf sie doch nicht genannt werden.

In Rom befaßt man sich mit einem in der Verwaltung des päpstlichen Vikariats aufgedeckten Skandal. Der Papst war verständigt worden, daß der Prefekt des Vikariats, ein Monsignore Cisterna, mit den ihm anvertrauten Geldern nicht richtig wirtschaftete und Pius X. setzte deshalb eine aus drei Kardinälen bestehende Untersuchungskommission ein. Das Resultat dieser Untersuchung war, daß Cisterna sofort seines Amtes entsetzt wurde und bald folgten ihm auch noch andere Priester des Vikariats, die an den Unterschlagungen beteiligt waren. Cisterna zog sich nach seiner in der Nähe von Rom gelegene Villa zurück und erwartet dort seelenruhig, was aus der Sache weiter werden wird. Die königliche Polizei kann sich in die Sachen des Vatikans nicht mischen und der Vatikan kann wieder keinen bestrafen und so bleibt Cisterna eben ungestraft. Außer Cisterna soll auch noch ein anderer Monsignore namens Faberi an dem Schwindel beteiligt gewesen sein, dieser wird aber nicht entlassen, sondern nur von dem Vikariat nach einer anderen Stelle versetzt. Die Höhe der veruntreuten Summe wird nicht genannt und die Kardinäle hätten sehr gern die ganze Angelegenheit der profanen Welt verheimlicht, nachdem aber Cisterna entlassen werden mußte, ging dieses nicht gut. An Stelle Cisternas wurde Monsignore Schuller zum Präfekten des päpstlichen Vikariats ernannt.

Der italienische Gesandte in Rio de Janeiro, Baron Camillo Ravezzana, ist in Rom angekommen. Es verlautet, daß er den Entwurf eines brasilianisch-italienischen Handelsvertrages mitgebracht habe.

Ueber den Gesundheitszustand des berühmten Erfinders Marconi erfährt man, daß die bei dem Automobilunfall zugezogene Verletzung des linken Auges doch mehr auf sich habe, als man anfangs zugeben wollte. Die Sehkraft des verletzten Organs werde für immer vermindert sein.

In Brüssel wurde ein ungeheurer Schwindel aufgedeckt. Es handelt sich um die Fälschung von Titeln verschiedener Eisenbahngesellschaften. Die gefälschten Titel sollen eine Summe von nicht weniger als zwölf Millionen Franken repräsentieren. Die Aufdeckung dieses Riesenschwindels hat ein ungeheures Aufsehen erregt, erstens wegen der kolossalen Summe, um die es sich handelt, und zweitens

weil viele angesehene Persönlichkeiten an dieser „Transaktion“ beteiligt sind.

Der nordamerikanische Ex-Präsident Theodor Roosevelt wäre am Montag abend in Milwaukee beinahe das Opfer eines Attentats geworden. Der Präsidentschaftskandidat hatte gerade das Hotel Gilpatrick verlassen und wollte sein Automobil besteigen, als ein Mann auf ihn zukam, einen Revolver aus der Tasche zog und ihn gegen Roosevelt abfeuerte. Der Sekretär des Kandidaten stürzte sich auf den Attentäter und es gelang ihm mit leichter Mühe, den Mann zu Boden zu werfen und ihm die Waffe zu entwenden. Die aufgeregte Menge wollte den Attentäter lynchen, aber Roosevelt gelang es, sie zurückzuhalten. Zuerst dachte man, daß der Schuß nicht getroffen habe, aber bald merkte der Sekretär Roosevelts, daß sein Herr blutete; die Kugel war durch den starken Ueberzieher und eine Manuskriptenrolle in die Brust gedrungen. Daß die Kugel den Körper Roosevelts nicht ganz durchschlug, ist nur der Widerstandskraft des zusammengefalteten Papiers zu verdanken. Trotz seiner nicht ungefährlichen Verletzung war Roosevelt nicht zu bewegen, der anberaumten Versammlung fernzubleiben. Er ging hin und hielt eine politische Rede, die über eine Stunde dauerte. Zuerst schien es, als ob Roosevelt etwas geschwächt sei, aber bald sprach er mit seiner gewöhnlichen Kraft. Erst nach der Rede fühlte er sich wieder schwach, und als die Aerzte ihn im Hospital untersuchten, da fanden sie, daß die Verletzung sehr ernster Natur war. Die Kugel konnte nicht aus dem Körper gezogen werden und die Aerzte geboten Roosevelt eine absolute Ruhe, da sonst Komplikationen eintreten könnten. Nach der ersten Behandlung wurde Roosevelt mit dem Extrazug nach Chicago gebracht, wo er sich jetzt befindet. Seine Stahlharte Natur wird jedenfalls alle Gefahr überwinden und bald wird er den Kampf für seine Kandidatur wieder aufnehmen können. Zuerst dachte man an einen anarchistischen Anschlag, aber bald mußte man sich überzeugen, daß es sich um die Tat eines Geisteskranken handelte. Der Attentäter heißt Johann Schrank und ist aus Bayern gebürtig. Seit dem Jahre 1904 ist er nicht mehr normal und zwar soll er bei der Brandkatastrophe des Vergnügungsdampfers „General Slokum“ den Verstand verloren haben. Den Richtern gegenüber gestand Schrank, daß er nach vorheriger Ueberlegung gehandelt habe. Ihm sei der frühere Präsident Mac Kinley im Traume erschienen und habe Roosevelt als seinen Mörder bezeichnet; er, Schrank, habe darauf von dem getöteten Ex-Präsidenten den Auftrag erhalten, seinen Tod zu rächen. — Roosevelt hat aus allen Gegenden der Vereinigten Staaten Telegramme erhalten, die ihm gute Besserung wünschen. Anlässlich dieses Attentats hat Präsident Taft eine Botschaft veröffentlicht, in der er die politischen Attentate verdammt und daran erinnert, daß die Vereinigten Staaten schon drei Präsidenten durch Mörderhand verloren haben — Lincoln, Garfield und Mac Kinley. Zum Schlusse warnt Taft vor den radikalen Lehren, deren Annahme zu solchen Attentaten führt. Demnach scheint Taft nicht davon überzeugt zu sein, daß Schrank kein überhitzter Politiker und kein Anarchist, sondern ein Verrückter ist.

* * *

Die Lage auf dem Balkan ist verworren und verworren sind auch die Telegramme, die uns über die Vorgänge in dem europäischen Wetterwinkel berichten. Die Telegramme enthalten so zahlreiche Widersprüche, daß man mit Sicherheit nur das sagen kann, daß die Erregung der Balkanvölker den Höhepunkt erreicht haben muß; war aber bereits

geschehen ist und was in den nächsten Tagen geschehen soll, das geht aus den sich gegenseitig widerrufenden Telegrammen nicht vor. Nach einer Meldung, die zugleich aus Sophia und Belgrad kommt, heißt es, daß Bulgarien der Pforte ein Ultimatum zugestellt habe; aus Konstantinopel wird auch der Empfang dieser bulgarischen Note bestätigt, dann tauchen aber wieder andere Nachrichten auf, die von einem Kollektiv-Ultimatum der Balkanverbündeten sprechen. Die letzte Version klingt etwas glaubhafter, denn es ist wohl anzunehmen, daß die Balkanländer, die sich gegen die Türkei verbinden, nach vorheriger Vereinbarung sich an die Pforte wenden.

So verworren wie die Nachrichten über die Verhandlungen und die Vorbereitungen sind, sind auch die Meldungen von dem Kriegsschauplatz, auf dem die Montenegriner sich mit den Türken messen. Die Nachrichten aus Cetinje sprechen von großen Siegen der Montenegriner, die Meldungen aus anderen Quellen lassen aber die Türken gesiegt haben. So meldet man aus der montenegrinischen Hauptstadt, daß Prinz Peter bei Grujevatz zehntausend Türken geschlagen und sie samt ihrer Artillerie gefangen genommen habe und aus Podgoritzza wird über Cetinje gedrahtet, daß die Montenegriner die türkischen Festungen Hum und Tuzzi eingenommen haben. Der Weg nach Skutari sei für die Montenegriner nun frei. Aus Konstantinopel kommt der Abwechslung halber die Nachricht, daß die Türken bei Gusigne die Offensive ergriffen hätten und sich bereits auf montenegrinischem Boden befänden. Der Kampf werde jetzt auf dem Gebiet des kleinen Königreiches fortgesetzt. Man hat jetzt die Wahl, welche Nachricht man für wahr halten will.

Von den anderen Beteiligten hört man, daß die serbischen Truppen bei Ristovatz das türkische Gebiet betreten haben und über London kommt die Meldung, daß bei Epiro türkische Soldaten mit griechischen Banden zusammengestoßen sind. — Nach „Daily Mail“ haben die Türken in den verschiedenen Treffen mit Montenegrinern folgende Verluste erlitten; gefallen 1 Oberst, 25 Offiziere, 4 Unteroffiziere und 650 Soldaten; verwundet 92 Mann und gefangen 120 Soldaten.

Die Großmächte haben anscheinend die Hoffnung noch nicht fahren lassen und ist jetzt Frankreich diejenige Macht, die ihre guten Dienste anbietet. Herr Poincaré will eine Konferenz zustande bringen, aber es dürfte hier wohl bei dem guten Willen bleiben, denn die Lage auf dem Balkan ist doch nun derart, daß eine Konferenz nichts mehr daran ändern kann. Sonderbar ist es übrigens, daß der französische Botschafter in London, der doch zu den am besten informierten Diplomaten seines Landes gehören dürfte, von dem Konferenzplan Poincarés nichts zu wissen vorgibt. In Berlin und Wien wird dagegen eifrig von dieser Konferenz gesprochen und sind die Aussichten über den Zweck und die Erfolgsmöglichkeit eines solchen Unternehmens begreiflicherweise sehr geteilt. Die vorherrschende Ansicht ist, daß eine Balkankonferenz nur dann zusammentreten könne, wenn die in den Kampf Verwickelten wieder beginnen, über den Friedensschluß zu sprechen.

* * *

Der Frieden von Lausanne.
ist am 15. ds. nachmittags 6 Uhr in Ouchy von den italienischen und türkischen Vertretern unterzeichnet und damit der Krieg beendet. Die Türkei hat sich nach Möglichkeit gesträubt, unter dem kaudinischen Joche durchzugehen und die italienischen Bedingungen glatt anzunehmen. Dazu versuchte sie in einer letzten Frist vom 12. bis 15.

ds. noch das Aeußerste, aber ohne damit irgendwas zu erreichen. Die interne Sorge auf dem Balkan hat die Pforte vollständig widerstandsunfähig gemacht, traurig genug, daß sie über diese ihre Lage zu spät zum Bewußtsein kam. Gerade in diesem Falle bestätigt sich wieder die Tatsache, daß jeder verlorene Krieg heutzutage einem Lande eine innere Umwälzung als Nachwirkung bringt; so wie es 1871 Frankreich erfahren, muß es jede andere Nation erfahren. Allerdings war in diesem Kriege die Türkei der Angegriffene, und ist es nun auch in ihrem Balkankriege. Aber die Sünden der Türkei sind ihre Vernachlässigungen; dadurch hat sie ihre Afrika-Besitzungen verloren und wird früher oder später ihre europäischen Länder verlieren; denn ihre kulturwidrige Reaktion ist nicht weniger schlimm als ihre Gewalt, mit der sie ihre Untertanen darniederhält. Und diese Vergehen am Fortschritt müssen ihre Sühne und Korrektur haben. Es ist übrigens entschieden ein merkwürdiger „Zufall“, daß gerade der Schwiegervater Italiens auf dem Balkan zuerst losschlug, wo die Verhandlungen in Ouchy ihrem kritischen Termin sich näherten. Italien gibt sich heute den Anschein des unschuldigen Lammes, der Quirinal läßt sogar König Nikolaus desavouieren; aber die spätere Geschichtsforschung wird die Fäden zwischen Cetinje und Ouchy bloßlegen. Was das am 15. ds. in Ouchy unterzeichnete Vorabkommen enthält, weiß man nicht und es wird auch nicht bekannt gegeben. Erst der definitive Friedensvertrag, der am Freitag oder Sonnabend zum Abschluß kommt, wird sofort der Öffentlichkeit übergeben werden. Nach einer pariser Meldung will der Sultan durch Dekret Tripolis und die Kyrenaika autonom erklären, was nur eine Formel ist für die Anerkennung der italienischen Besitzergreifung. In Berlin hat sich Kiderlen-Wächter befriedigend über das Ouchy-Abkommen ausgesprochen, auch in den übrigen Ländern teilt man diese Stimmung. In Italien selber mischt sich in die Freude doch der Wermutstropfen bitterer Empfindung, daß man durch den Frieden von Lausanne die Befreiungsaktion der Balkanstaaten schädigt. Außerdem waren die italienischen Ueberpatrioten voll Freude über die neue Kriegsaktion, für die man sich im Falle des Scheiterns der Ouchy-Verhandlungen zu Wasser und zu Lande gerüstet hatte. Immerhin hätte eine solche Kriegsführung bei dem Unbeteiligten nur Mitleid und Bedauern erweckt, wie der Kampf eines Starken gegen den auf dem Boden liegenden zu Tode verwundeten Feind. Wirkliche Lorbeeren hätte Italien dabei jedenfalls nicht mehr gewonnen. Seine große und nicht leichte Aufgabe harret ihm ja noch in der wirklichen wirtschaftlichen Eroberung seiner afrikanischen Kolonie. Da kann es erst zeigen, ob es als eine wirklich zivilisatorische Macht ein Anrecht auf die unerschlossenen Länder des schwarzen Erdteils hat. Der Italiener ist ein großer Arbeiter, hoffen wir, daß seine Arbeit in Lybien das gut macht, was die Ausbeutung des Türkenregimes und der Krieg dort geschadet haben. Wenn das geschieht, so kann einst der Friede von Lausanne in der Geschichte Italiens und in der Kulturgeschichte als ein gutes Ereignis betrachtet werden.

Notizen.

São Paulo.

Aus dem Stadtrat. Unser Stadtrat und unser Präfekt laufen um die Wette, die Steuergelder des Volkes in unaufhörlichen Neuerungen auszuwerfen und damit die Baumaterialpreise und die Arbeitslöhne

noch mehr in die Höhe zu treiben. 800 Contos verlangt unser Herr Duprat jetzt wieder, um die Avenida Paulista mit Asphalt zu pflastern. Das ist tatsächlich der Gipfelpunkt der Verschleuderung. Da droben auf der fernen Höhe soll den Herrschaften ein feines Pflaster mit fast einer Million Unkosten erstellt werden und drunten in der verkehrsreichen Stadt sehen Pflaster und Bürgersteige vielfach so jämmerlich aus, daß man bei Regenwetter kaum durchwaten kann. Aber dafür hat Herr Duprat keine Augen. Auch die Herren Stadträte verlangen in der letzten Sitzung eine Anleihe von 10.000 Contos, um die Avenida Tiradentes zu erweitern und die Floresta Chacara zu einem großen Parke umzuwandeln. Das Baudilirium nimmt kein Ende. Warum macht man nicht das Angefangene fertig und beginnt dann wieder Neues. Die Munizipalität ist eben ein Spekulationskonsortium.

Unter die Steuerschraube kommt jetzt die São Paulo Railway Comp., nachdem das Oberste Bundesgericht den Prozeß mit dem Staate São Paulo zu ihren Ungunsten entschieden hat. Nicht allein die 8000 Pfund Sterling hat sie zu bezahlen, sondern alle Jahressteuern seit 1908 mit 10 Prozent Strafzuschlag, macht also etwa 675:000\$. Außer dieser Steuer als Aktiengesellschaft hat sie noch Grund- und Wassersteuer zu bezahlen, in der Höhe von zirka 50 Contos de Reis. Allerdings an Kleingeld fehlt es ja der englischen Gesellschaft nicht. Es ist nicht zuviel, wenn sie von ihrem enormen Verdienste auch etwas hier lassen muß. Warum soll denn jeder kleine Schlucker von seinem Geschäft und seinem Häuschen Steuern bezahlen und nur diese Millionen-Unternehmen nicht?

Zur Bekämpfung der Bubonenpest wird von Rio aus eine besondere Aerztekommision nach Campina Grande, im Staate Parahyba, geschickt.

Die praktische Ackerbauschule „Luiz de Queiroz“ in Piracicaba wird einer umfassenden Reform unterzogen, wodurch man bedeutend bessere Resultate zu erzielen hofft; der Ackerbausekretär, Dr. Paulo de Moraes Barros und der Agrikulturspektor Emilio Castello Junior arbeiten schon seit einiger Zeit daran.

Für die Gründung der japanischen Kolonie Iguape hat der Ackerbausekretär dem „Tocio Syndicate“ eine Fristverlängerung gewährt. Der Präsident des Syndikats, Aoyagi in Tokio, hat sich für das Entgegenkommen bedankt.

Das Schwurgericht hat erst in diesen letzten Tagen seine freisprechende Tätigkeit aufgenommen. Deshalb hat es aber auch gestern in einer einzigen Sitzung sechs Angeklagte freigesprochen. Das macht wieder einen sonderbaren Eindruck, aber die Schuld liegt nicht allein am Schwurgericht, sondern auch an der Polizei und vor allen Dingen an dem unüberlegten Art. 303 des Strafgesetzbuches, nach dem ein jeder, der einen anderen gestoßen, an den Haaren gezogen oder sonstwie etwas unsanft anfaßt, wegen leichter Körperverletzung prozessiert und von dem Schwurgericht abgeurteilt werden muß. Die zu weite Fassung des gedachten Artikels hat zur Folge, daß Leute, die mit einem Verweis oder einer Strafe von zwei oder drei Tagen Gefängnis davonkommen sollten, monatelang in Untersuchungshaft sitzen müssen und wenn sie nun vor die Schranken des Bürgergerichtes kommen, dann erfahren die Geschworenen aus dem Protokoll, daß es sich um eine Lapalie handelt. Solche Fälle, wo der eine Compadre den anderen etwas gekratzt oder gestoßen, sollten von dem Einzelrichter erledigt werden können und zwar mit der größten Schnelligkeit.

Der Subventionsvertrag mit den italienischen Schiffsgesellschaften wird doch bald zur Anwendung kommen. Der nationale Ackerbauminister hat, im Einverständnis mit der paulistaner Regierung, Dr. Hugo Braga als Fiskaldelegierten ernannt, um die Durchführung des Vertrages zu überwachen.

Ueber die Bevölkerungsbewegung im Staate S. Paulo hat das statistische Amt interessante Daten veröffentlicht. In den 173 Munizipien des Staates wurden registriert:

	1911	1910	1909
Geburten	117.097	113.865	110.156
Sterbefälle	64.097	62.522	55.264
Trauungen	22.586	21.121	18.728

Die Hauptstadt S. Paulo ist in 1911 mit folgenden Ziffern beteiligt: Geburten 13.270, Sterbefälle 6.933, Trauungen 2887. Schon diese Ziffern allein beweisen ein sehr kräftiges Wachstum unserer Bevölkerung bei einem Jahresüberschuß von über 50.000 Köpfen, ohne Einwanderung.

Bevölkerungsbewegung. In voriger Woche starben in São Paulo 152 Personen, 285 Kinder wurden geboren, so daß die Wochenbilanz ein Aktivsaldo von 133 Köpfen läßt. Außerdem erfolgten 16 Totgeburten. Von den Verstorbenen waren 80 unter 2 Jahren; 115 waren Brasilianer, 37 Fremde; 75 männlichen und 77 weiblichen Geschlechts, während sonst die Zahl der männlichen fast immer größer ist. In 12 Sterbefällen waren die Pocken Todesursache, in 5 Fällen gewaltsamer Tod, in 1 Selbstmord.

Ein großes Hotel soll in São Paulo erstellt werden. Ein bezüglicher Kontrakt ist vom nationalen Finanzminister Dr. Francisco Salles in Rio mit Herrn Souquière Daniel abgeschlossen worden. Herr José Gonçalves Barbosa ist beauftragt, die Ausführung des Kontraktes zu überwachen. Das Hotel soll nach den besten und modernsten Modellen von Europa und Nordamerika ausgeführt werden.

Das Museu Paulista erhielt wieder mehrere Geschenke, von der Inspektion der Indianerbeschützung einen irdenen Topf, „Cocron“, genannt, den die Kaingang als Pfanne gebrauchten; vom Pasteurinstitut ein „Alouata fusea Geoff“; von den Kapuzinern in Conceição de Monte Alegre die Pfeilspitze, mit welcher am 1. August 1892 Joaquim Marques ermordet wurde, das erste Opfer der Coroados von Figuera, in der Serra dos Figueiredos, in Campos Novos de Paranapanema.

Der „Caso do Conselho“ soll jetzt seine endgültige Erledigung finden. Pinheiro Machado hat, wie von sehr gut unterrichteter Seite versichert wird, schon den Befehl gegeben, daß die letzte Entscheidung des Obersten Bundesgerichtes respektiert werden soll. Die „demokratischen“ Stadtverordneten, welchen man trotz der vielen richterlichen Entscheidungen ihr Recht verweigert hat, werden jetzt in ihr Amt eingesetzt werden, aber lange werden sie ihrer Position sich nicht erfreuen können, denn ihr Mandat läuft bekanntlich schon am 15. November ds. Jahres ab, und ihre Amtseinsetzung wird für sie demnach nur die Bedeutung haben, daß sie ihre rückständigen Gehälter ausbezahlt bekommen werden. Die späte Anwendung, dem höchsten Gericht des Landes Gehorsam zu erweisen, wird dem Fiskus also ein schönes Sümmchen Geld kosten, denn den Intendenten, die jetzt infolge der Bekehrung Pinheiro Machados zum Gehorsam, ihr Amt in letzter Stunde niederlegen müssen, wird es gar nicht einfallen, die ihnen ausgezahlten Gehälter wieder zurückerstatten. Wenn Pinheiro Machado und mit ihm der Bundespräsident nun konsequent sein wollten, dann müßten sie auch dem Urteil desselben Obersten

Bundestribunals Gehorsam erweisen, das die Anerkennung des Herrn Dr. Edwiges de Queiroz als Staatspräsident von Rio de Janeiro als gültig erklärte. Dieses wird aber wohl nicht geschehen, denn in dem Falle wäre die Sache mit einer Nachzahlung nicht erledigt, sondern der genannte Herr, der Pinheiro absolut nicht angenehm ist, würde im Staate Rio de Janeiro noch zur Regierung kommen.

Das Colleg Sagrado Coração de Jesus beim Präsidenten. Am Freitag erhielt der Präsident den Besuch von 800 Schülern dieses Collegs aus Campinas, begleitet von den Salesianer Padres. Alle Staatssekretäre waren ebenfalls zu diesem Empfang erschienen.

Steuerberechtigung des Staates. Die S. Paulo Railway Comp. hatte in 1908 vom Staate São Paulo die Rückerstattung von 8000 Pfund Sterling verlangt, die sie als Steuer bezahlt hatte und wie sie glaubte, zu Unrecht. Denn sie behauptete, der Staat könne vom Kapital eines Unternehmens, das eine Konzession vom Bund habe, keinerlei Steuer erheben. Am 11. ds. hat nun das Oberste Bundesgericht den Fall zugunsten unseres Staates entschieden. Der Staatsanwalt Dr. João Passos weilte in der Sache 10 Tage in Rio.

In der Kolonie Iguassú hat Hauptmann Francisco Cordeiro da Rocha die Direktion übernommen.

Gäste. Nach 40 tägigem Aufenthalt in S. Paulo ist der Ex-Padre und Abgeordnete Romulo Murri gestern mit Gemahlin nach Rio verreist.

Der 12. Oktober als Jahrestag der Entdeckung Amerikas ist bei der regnerischen Witterung ohne Festlichkeiten abgegangen. Nicht einmal die Musikbanden konnten ihre Konzerte abhalten. Zudem werden die amtlichen Festtage von einem großen Teile der Geschäftsleute und Arbeiter gar nicht berücksichtigt. Es ist das ein Unfug, den die Behörden nicht dulden sollten. Wenn der Staat einen Festtag ansetzt, soll er auch dafür sorgen, daß derselbe allgemein gehalten wird. In den Kasernen wurde bessere Mahlzeit verabreicht und einer Anzahl disziplinarisch Bestraften die Strafe erlassen. Alferes Salvador Moya hielt in der Luz-Kaserne einen sehr applaudierten Vortrag über Kolumbus.

Für das Ipiranga-Denkmal hat nun die Kommission in der paulistaner Abgeordnetenkammer ihren Bericht vorgelegt und der Vorlage der Regierung eine erweiterte Form gegeben. Sie ist dabei von dem sehr richtigen Gedanken ausgegangen, daß es zwar wohl richtig sei, daß in dieser Sache der Staat São Paulo die Initiative ergreife, weil das Denkmal auf seinem Boden zu stehen kommt und auf seinem Boden das geschichtliche Ereignis sich vollzogen hat, daß aber die Unabhängigkeit doch eine Angelegenheit des ganzen Landes sei, also auch das Denkmal ein nationales sein müsse, man also die anderen Staaten nicht allein einladen könne, sondern daß dies absolut eine Pflicht der Rücksicht und des Rechtes sei. So heißt es denn in dem Kommissionsprojekt, die Regierung soll die Errichtung eines Ipirangadenkmals an die Hand nehmen und könne sich dabei mit den Regierungen des Bundes und der Staaten in Verbindung setzen, damit das Denkmal den nationalen Charakter erhalte. Zu diesem Zweck soll eine Konkurrenz im In- und Ausland eröffnet werden, damit in bestimmter Frist Modelle und Kostenvoranschläge eingereicht werden. Der Autor des als besten anerkannten Entwurfes erhält einen Preis von 30 Contos, der des zweitbesten 15 Contos. Auch kann die Regierung die beste Monographie über die Geschichte der Unabhängigkeit mit einem Preise von 10 Contos prämiieren. Bei dem Denkmal ist, wie früher ausgeführt,

zu berücksichtigen, daß es kein Dom Pedro-Denkmal, sondern ein Unabhängigkeitsdenkmal sein muß.

Herr Dr. Albuquerque Lins, unser Ex-Staatspräsident, befindet sich mit seiner wertvollen Familie seit drei Wochen in London und wird sich am nächsten Montag nach Frankreich begeben, von wo aus er seine Reise nach der Schweiz, Italien, Spanien und Portugal fortsetzen wird. Seine Rückreise nach Brasilien hofft er im Januar 1913 anzutreten und zwar von Lissabon aus. Herr Dr. Albuquerque Lins hat seinen langen Aufenthalt in der englischen Hauptstadt dazu benützt, um mit Finanzleuten in Berührung zu kommen. Er freut sich, in Europa das lebhafteste Interesse für Brasilien und das Brasilgeschäft gefunden zu haben.

Die Propheten kommen in Mode. Jetzt hat der Chefredakteur der fluminenser „Gazeta de Noticias“ in der löblichen Absicht, seinen Lesern etwas Interessantes zu sagen, eine Unterredung widergegeben, die er mit der stadtbekannten Kartenschlägerin Zizina Camara gehabt. Die alte Dame hat Herrn Paulo Barreto die Zukunft enthüllt und erzählt, was im Jahre 1913 sich ereignen wird. Zuerst stellt sie eine Reihe von Morden aus Liebe in Aussicht, dann Brandstiftungen aus Interesse und mehrere Katastrophen. Das hätten wir auch prophezeien können; ebenso wie, daß es im Jahre 1913 öfters regnen und daß São João auf den 24. Juni fallen wird. Dann hat sie sich aber auch über die Politik ausgelassen und die Eröffnung gemacht, daß die ganze Politik in Verrat bestehen werde. — Das war auch nicht schwer zu sagen, denn die Politik hat sich immer des Verrates bedient. Zum Schlusse hat sie auf direktes Verlangen auch bekanntgegeben, welche die Kandidaten für die Bundespräsidentschaft sein werden. Zuerst werden mehrere Männer auftreten und einander das Terrain streitig machen, aber nachher werden nur zwei auf der Wahlstatt bleiben und zwar ein blonder und ein dunkler. Um die Entscheidung herbeizuführen, wird ein höher Offizier auf den Plan treten, ein sehr gut gesinnter Mann, der dem Lande das beste wünscht, aber den Fehler hat, intolerant zu sein. Dieser wird sich auf die Seite des Dunklen stellen und die Aussichten dieses Mannes, der noch ziemlich jung sein soll, werden sich erheblich bessern. Um die Neugierde auf einmal zu befriedigen, hat Frau Zizina auch verraten, daß der Dunkle am 1. März 1914 auch gewählt werden wird. Er wird soviel Geld ausgeben, daß die fremden Mächte intervenieren werden. Die Lage wird sich erst im Jahre 1915 etwas klären. Trotz des Verrates und der Hetze wird es zu keinen ernsten Unruhen kommen und dieses in erster Reihe deshalb, weil das fremde Element die Nationalen vor Pronunciamentos abhalten wird. Diese interessant sein sollende Prophezeiung ist nichts anderes als eine Kombination — wenn nicht die der Frau Zizina, so die des Herrn Paulo Barreto. Die beteiligten Personen werden wohl nur sehr kurz beschrieben, aber man erkennt sie sofort. Von den Präsidentschaftskandidaten ist nur einer blond; von den „Dunklen“ ist nur einer noch „ziemlich jung“ und zwar Nilo Peçanha; der im Grunde genommen „gutgesinnte aber intolerante“ General ist unzweifelhaft Dantas Barreto. Diese Prophezeiungen werden jetzt im ganzen Lande verbreitet werden und es gibt jedenfalls auch Leute, die sie ernst nehmen.

Die totale Sonnenfinsternis, von der man seit Monaten gesprochen, ist nun vorüber und die Astronomen, die aus Europa hergekommen waren, um das interessante Phänomen zu beobachten, kehren unverrichteter Sache zurück, denn sie haben entweder gar nichts oder sehr wenig sehen können, weil die schweren Wolken die Sonne den Blicken

der Erdenkinder entzogen. Die Astronomen hatten sich zwar auf verschiedene von einander sehr weit entfernte Plätze verteilt, aber das hat nichts genutzt, denn es hat wie auf Verabredung überall geregnet. Nur in Curityba, welche Stadt aus der Linie der totalen Sonnenfinsternis lag, konnte die Erscheinung als eine teilweise Verdunkelung der Sonnenscheibe bei klarem Himmel beobachtet werden. Daß die Astronomen nicht gerade bei guter Laune ihre Instrumente wieder einpackten, ist selbstverständlich, aber da war nichts zu machen. Frau Sonne hatte sich eben nicht zeigen wollen. Das ungebildete Volk atmet heute wieder auf, denn der gestrige Tag war für diese Leute ein Tag des Schreckens. Der Telegraph weiß zu melden, daß in manchen Ortschaften viele von denjenigen, die die Sonne der Bildung noch nicht bestrahlt, in dem Augenblick, als es dunkel zu werden begann, sich wie toll gebärdet haben. Die Weiber haben in Verzweiflung sich die Haare gerauft, sich auf dem nassen Boden herumgewälzt und ihren Lieblingsheiligen Wachskerzen versprochen, wenn sie die eingebildeten Gefahren abwänden. Diese in der Angst ausgestoßenen Gebete sind bald erhört worden, denn nach einigen Minuten ist es wieder so hell geworden, wie hell an einem regnerischen Tage es eben werden kann. — Die wissenschaftlichen Beobachtungen blieben gleich Null. Man hat keine einzige Photographie aufnehmen können und die Astronomen haben auch nicht mehr gesehen als die anderen Sterblichen — daß es auf einmal finster wurde. In São Paulo dauerte die Finsternis nur einige Minuten, und wir konnten in unserer Redaktionsstube das Licht schon nach zehn Minuten wieder ausdrehen. — Auch in Argentinien und Uruguay war der Himmel sehr stark bewölkt, so daß auch dort von einer Beobachtung der Sonnenfinsternis, die dort eine partielle war, nicht die Rede sein konnte.

Mordtaten. Erst gestern haben wir aus dem Innern zwei freche Mordtaten gemeldet, heute liegt schon wieder eine solche traurige Tat vor. In Cannas, Distrikt Lorena, verursachten José Bellarmino Moreira und sein Bruder Pedro Ruhestörungen. Als ein Soldat gegen sie den Verhaftbefehl aussprach, stach José den Soldaten tot. Als Augusto Pires da Silva dem Soldaten zu Hilfe kommen wollte, erhielt auch er von dem Mörder einen Stich, worauf der Verbrecher floh. Die zahlreiche Familie des Mörders stammt aus Sergipe und sie ist der Schrecken von Cannas. Es wäre nötig, die Ortschaft von einem solchen Gesindel zu befreien und dieses nach dem Heimatsstaat zu befördern.

Mord und Selbstmord. Am Dienstag abend spielte sich in dem Hause Nr. 29 der Rua Maria Paula ein blutiges Drama ab. Der 29jährige Mechaniker José Teixeira, Machinist in einer Schuhwerkfabrik in der Rua Florencio de Abreu, erschöß sein zwei Monate altes Kind und beging darauf mit derselben Waffe Selbstmord. Was den Mann zu einer solchen Tat getrieben, ist bisher noch unaufgeklärt. Es ist möglich, daß er in einem plötzlichen Wahnsinnsanfall den Mord und Selbstmord beging und ebenso ist es möglich, daß er, durch seine zahlreichen Gläubiger zur Verzweiflung getrieben, zu der Waffe griff. Was Bekannte und Nachbarn über José Teixeira auf der Polizei erzählten, war für ihn nicht besonders günstig. Er ist sehr leichtsinnig gewesen. Obwohl er sehr jung geheiratet hat, hat er das regelloseste Junggesellenleben geführt und sich allen möglichen Ausschweifungen hingeeben, die, da er als Maschinist einer kleinen Fabrik nicht viel verdiente, ihn nicht nur physisch, sondern auch finanziell total ruinierten. Vor einem Jahre hat er sich gebessert, aber erst jetzt ist die Sorge zu ihm gekom-

men: seinem Taumel entrissen, hat er erst begriffen, wie schlecht es um seine Familie stand. — Am Dienstag hat seine Frau wiederholt ihn um Geld gefragt und er hat keins geben können. Am Abend hat er das Kind zu sich genommen, ist in das Schlafzimmer gegangen und hat dort seinem Sohne und sich selbst das Leben genommen. — Die Polizei ist dabei, den Fall zu untersuchen.

Einwanderung. Bis 8. ds. sind im laufenden Jahre 77.075 Einwanderer in unserem Staate angekommen. Die Hoffnung, bis Ende des Jahres die runde Zahl von hunderttausend vollzuzukriegen, wird wohl nicht in Erfüllung gehen.

Verstimmung in der Sakristei. Padre Gastão de Moraes, Vikar von Santos, erklärt in der Presse, warum er bei dem Empfang des Kardinals und Erzbischofs Arcoverde nicht erschien. Er sagt, einerseits sei er nicht mit einer der hierzu verschickten Einladungen beehrt worden und zweitens habe man seinen Namen eigens aus den Listen der zum Kirchenpatronfest von Santos Eingeladenen gestrichen, obwohl er noch dazu der einzige Santos-Bürger sei, der Kleriker ist. Er wisse nicht, aus welchen Gründen diese Ausschließung geschah. Daß er aber die Achtung seiner Vorgesetzten und der Kirchenfürsten genieße, beweise die Tatsache, daß er in Santos von den Bischöfen von Pelotas und São Carlos besucht worden sei.

Kaffee gegen Alkohol. Wie das „Syndicat de Difense du Café“ aus Paris schreibt, werden die Abgeordneten Damour, Berniolle und Coreil in diesem Monat in der französischen Kammer eine Vorlage einbringen, um den Kaffeezoll von 136 auf 100 Franken per 100 Kilo herabzusetzen, um den Kaffeekonsum in Frankreich gegen den des Alkohols zu fördern.

Zur Errichtung einer Untersuch- und Polizeischule hat der paulistaner Justizsekretär den Professor Reiß von der Akademie in Lausanne, Schweiz, kontraktlich angestellt, damit er diese Schule einrichte und leite.

Auch die Jesuiten, die bekanntlich in der Astronomie schon Großes geleistet haben, z. B. durch ihren großen Padre Secchi, wollen die Sonnenfinsternis vom 10. ds. genau studieren. Es begeben sich zu diesem Zwecke mehrere Mitglieder des Ordens, die im Staate S. Paulo sich diesem Studium widmen, nach Cruzeiro.

An der hiesigen Börse wurden vorige Woche 4168 Werttitel gehandelt im Betrage von 699:810\$.

Falschmünzer. Das Falschmünzerpaar Paul und Frieda Lüpke wurden von dem Bundesgericht zu drei Jahren, vier Monaten und fünfzehn Tagen Zellenhaft verurteilt. Die Verurteilten haben gegen dieses Urteil an das Obertribunal appelliert.

Französische Instruktionsmission. Jetzt ist es bereits bekannt gemacht, daß Oberst Balagny der Chef der französischen Instruktionsmission bleiben wird. Damit ist allen Intriguen, die gegen diesen Offizier eingefädelt wurden, die Spitze abgebrochen.

Im Hospital Sta. Casa de Misericordia existierten am 1. September 845 Patienten. Während des September traten 921 ein, wurden 830 entlassen und starben 84, so daß am 1. Oktober der Bestand 852 war. Von diesen waren nur 2 bezahlende Pensionisten. Von den anderen waren Männer 536, Frauen 294; Brasilianer 496, Fremde 361. Im ganzen fanden im September 1760 Behandlung. Operationen wurden 183 vorgenommen; Medicinen wurden 17.802 verabreicht. Im Invalidenasyl waren 451 Personen, im Findelhaus 278; im Lazarusspital 373.

Französische Uniformen will auch der Gouverneur von Santa Catharina für die dortige Polizei anschaffen und hat deshalb den Konsul in S. Paulo um Uebersendung einiger Modelle ersucht.

Ein enfant terrible wohnt in der Rua Senador Queiroz, ein Capanga kann er noch werden. Er ist erst 8 Jahre alt und heißt Antonio Degani. Bis in die Nacht streicht er herum und hat sich schon eine Liebe angeschafft. Zum richtigen Räuberhauptmann gehört das alles. Aber er hat auch schon seine zarten Saiten. Eines Abends küßte er auf der Straße ganz offen ein Mädchen ab, das ihm gefiel. Die Kraben der Umgebung wollten aber das nicht ungestraft durchgehen lassen und der Degani sollte durchgehauen werden. Aber der hatte sich vorgesehn und eine blanke Waffe eingesteckt. Als sich seine Feinde näherten, zog er den langen Dolch. Da alle wußten, daß Degani zu allem fähig sei, hielten sie sich ferne, holten aber den Polizisten von der Ecke herbei. Aber auch dem widersetzte sich Degani und verwundete ihn an der Hand so stark, daß er auf der Assistência verbunden werden mußte. Degani mußte den Dolch abliefern.

Einwanderung. Dieses Jahr sind bis jetzt 76.663 Einwanderer angekommen; 806 weitere sind in Santos angemeldet.

São Paulo im Cattete. Seit einiger Zeit kommen wiederholte Meldungen aus der Bundeshauptstadt, daß man in den offiziellen Kreisen vom Cattete eine eigentliche Kampagne vorbereitet, um zwischen São Paulo und der Bundesregierung ein herzliches Verhältnis, natürlich mit politischem Zwecke, herbeizuführen. Und wie es scheint, nicht ohne Erfolg. So soll die paulistaner Abordnung in ihrer grossen Mehrheit gegen die Anklage des Coelho Lisboa contra Bundespräsident stimmen. Dafür stellt man São Paulo den durch Tod von Espinola vakant gewordenen Sessel im Obersten Gerichtshof zur Verfügung.

Eingefangene Verbrecher. In der Zentralpolizei wurden folgende Verhaftungen angemeldet: In Taubaté João Francisco Nogueira wegen unverbesserlicher Vagabundage, in Faxina Veridiano Gonçalves de Andrade wegen Totschlag, in Pirajú José Rodrigues Lopes wegen Totschlag, in Batataes Augusto Pereira dos Santos wegen Totschlag, in Itatiba José de Paula wegen Viehdiebstahl, in Araras Arthur Monteiro Perdigão wegen Mord und José Antonio da Cunha wegen schwerer Verletzung, in Araraquara Luiz Pitanes wegen Viehdiebstahl, in São Sebastião Benedicto Ignacio dos Santos wegen schwerer Verletzung.

Penha-Romaria. Nicht weniger als 400 Pilger sind gestern in Extrazug und mit Musik von Taubaté nach der Penha gefahren. Nachher machten sie per Bonds eine Spazierfahrt nach São Paulo.

Eine Kleingeldnot herrscht gegenwärtig im ganzen Handel und Verkehr. Die Fiskaldelegation benimmt sich dazu ganz putzig und verweigert nach Möglichkeit die Aushändigung von kleinen Noten, sowie Silber- und Nickelmünzen, als wäre das Geld gar nicht für die Zirkulation gemacht worden. Wenn jemand für einen Conto Kleingeld will und er ist bei der Herrschaft nicht Hausfreund, so verweigert es der Beamte unter der einfältigen Ausrede, es werde nur gegen zerrissene Scheine ausgewechselt. Also muß man vorher sein großes Geld ruinieren, damit sie es einwechseln!

Ein seltenes Geschichtswerk wird der Staatsregierung zum Kaufe anboten, nämlich eine Geschichte des Krieges und der Herrschaft der Holländer in Pernambuco, von Gaspar Barlaei in 1645 herausgegeben. Das Werk ist in Latein geschrieben und bis heute kaum in eine andere Sprache über-

setzt. Dr. Botelho, Direktor der Statistik und des Archives, wurde um seine Meinung befragt. Er hält das Werk für bedeutend und den Ankauf für konvenierend.

Zwei Bubonenpest-Fälle sind in Rio zur Anzeige gelangt. Es waren zwei Portugiesen, der eine Bäcker in der Rua Acre, der andere Konditor in der Rua Barros. Dr. Aragão glaubt, die Ansteckung komme vom alten Seuchenherd der Ladeira João Homem. Die Kranken wurden im São Sebastião-Spital isoliert.

Die Zolleinnahmen in Santos erreichten im Monat September 7.162 Contos gegen 5.688 Contos im Vorjahr. Am 30. August allein gingen 772 Contos ein, was die größte Tageseinnahme darstellt.

Todesfall. Nachdem Herr Carlos Schorcht sen., wie wir bereits mitteilten, seit einiger Zeit schwerkrank darniederlag, ist er am Sonnabend gestorben und bereits gestern nachmittags auf dem protestantischen Friedhofe beigesetzt worden, gefolgt von einem großen Zuge Leidtragender, die eine große Menge Kränze auf das Grab niederlegten. Herr Schorcht war im Alter von 87 Jahren. Schon mit 17 Jahren war er von Deutschland her in Brasilien eingewandert. Er verheiratete sich in Rio de Janeiro und übersiedelte nachher nach São Paulo, wo er einige 30 Jahre gelebt hat. Er hatte lange Jahre das größte Hotel von São Paulo, Grand Hotel an der Rua São Bento, im Betriebe und wurde da zu einem wohlhabenden Manne. Er hinterläßt mehrere Kinder, Carlos Schorcht, Sophia Simon, Maria Schorcht, Ida Lopes dos Anjos und Laura Lemos de Schorcht. Herr Schorcht war ein sehr bekanntes und hochangesehenes Mitglied der deutschen Kolonie. Der trauernden Familie unser aufrichtiges Beileid.

In Hrn. Karl Messenberg ist dieser Tage noch ein weiteres altes Mitglied der deutschen Kolonie verstorben, nachdem er noch eine schwere Krankheit durchgemacht. Vor einigen 25—30 Jahren gab es kaum einen Deutschen in S. Paulo; der Hrn. Messenberg nicht gekannt hätte. Als bedeutender Geschäftsmann, als Gründer und Mitglied der verschiedenen Vereine und als sehr rühriger Organisator von gemeinnützigen Veranstaltungen stand Hr. Messenberg mit an der Spitze der Kolonie. Es gab eine Zeit, wo Hr. Messenberg hier sozusagen die Arbeit eines deutschen Konsuls besorgte; mit Rat und Tat war Hr. Messenberg immer zu helfen bereit. Die alten Kolonie-Mitglieder werden sich seiner dankbar und anerkennend erinnern, wenn er auch der jüngeren Generation ein Unbekannter geworden. Oft haben wir in Vereinen und bei öffentlichen Versammlungen das markige Wort dieses erfahrenen Mannes gehört. Ihm sei ein ehrendes Andenken. Der trauernden Familie unser aufrichtiges Beileid.

Die Liebe und der Suff! Ein altes deutsches Sprichwort erzählt uns, daß diese beiden viele Menschen ins Grab, d. h. vorzeitig unter die Erde bringen. Das ist auch bei den Opfern unserer hiesigen Selbstmordmanie der Fall, allerdings in etwas anderem Sinn, als gewöhnlich jenes Sprichwort genommen wird. Zuerst lassen sich hier die Mädchen und zuweilen auch die Jünglinge von der Liebe den Kopf verdrehen. Sie gehen aber dann nicht ins Wirtshaus und ersaufen die Liebe im Alkohol, sondern setzen sich ins düstere Zimmer in eine Ecke, nehmen ein oder zwei Fläschchen aus der Tasche, mischen es zu einem Tränklein und verschlucken es, um sich damit in kürzester Frist das Lebenslichtlein auszublauen. Aber gewöhnlich kommt die Assistência Policial noch rechtzeitig und holt das Tränklein wieder heraus. So also verstehen unsere ver-

liebten Leuten in Brasilien das alte Sprichwort: Die Liebe und der Suff, die reiben den Menschen auf!

Gestern haben wieder zwei junge Damen nach diesem Vers gehandelt. Die eine ist erst 18 Jahre alt, Italienerin, Concetta Pantojas. Seit Sonntag hat sie sich mit ihrem Liebsten überworfen und dazu kam noch das trübselige Regenwetter; da fällt es um so weniger schwer, dieses feuchte Tränental zu verlassen. Concetta nahm deshalb eine Portion Kreolin; aber die Assistencia war auch in diesem Falle rechtzeitig zur Stelle.

Wesentlich anders liegt der Liebesfall bei der 22-jährigen Plätterin Alzira Zanazzi, Rua da Fabricas 53. Die Alzira hat offenbar ein mitleidiges Herz. Wohl aus diesem Grunde hatte sie sich entschlossen, einem schon graubärtigen Manne, der sich in sie unsterblich verliebt hatte, wirklich die Hand zum ewigen Bunde zu reichen. Aber diese humane Absicht fand bei ihren Eltern kein Verständnis, die mit aller Heftigkeit gegen diese Heirat protestierten. Aber die Alzira hatte sich nun einmal entschlossen, entweder diesen alten Freund oder dann gar keinen. Und ohne Mann durchs amerikanische Leben zu wandeln, hält eben doch nicht jede aus. Ohne Ausweg aus der schlimmen Lage nahm auch sie ihre Zuflucht zum „Suff“; aber auch diese Mischung war nicht ausreichend. Dr. Rudge kam ihr zu Hilfe und hatte die Alzira bald wieder so munter, daß sie ihm ganz haarklein ihren Fall erzählen konnte. Aber jetzt wird der Graubart erst recht nicht loslassen, also müssen die Eltern weichen, denn von einem Verliebten kann man doch nie verlangen, daß er der Gescheitere sei und nachgebe. Hoffentlich finden wir nächste Woche die Plätterin Alzira in der Zivilregisterliste und entdecken dann neben ihr auch den Namen ihres glücklichen Bräutigams.

Standbild. Das Komitee, das dafür wirkt, dem vor Jahren bei der Katastrophe des „Sirio“ ertrunkenen Erzbischof von São Paulo, Dom José de Barros, auf einem hiesigen freien Platz ein Standbild zu errichten, hielt am Montag eine Sitzung ab, und man erfährt jetzt, daß die Vorarbeiten soweit gediehen sind, daß die Vergebung der Modellierung bald wird erfolgen können.

Für die Sanitätsbauten in Santos wird ein Kredit von 1000 Contos eröffnet.

Die Zentralbahn arbeitet wieder „normal“, d. h. entweder kommen die Züge wegen Unfall oder Unfall mit mehrstündiger Verspätung, oder sie kommen überhaupt nicht. Schon gestern kam hier die Rio-Post statt mittags am späten Nachmittage an. Nun liegt von gestern Abend die Rio-Meldung vor, der paulistaner Nachtzug von halb 7 Uhr sei zwischen Belem und der nächsten Station stehen geblieben und der gestrige Nacht-Luxuszug sei von Rio gar nicht abgegangen. Der Wirrwarr im Verkehr sei ein vollständiger, denn der Tunnel Nr. 11 in der Serra drohe infolge des Regens zusammenzustürzen. — Unser Verkehr mit der Bundeshauptstadt kommt überhaupt nicht mehr ins richtige Geleise, bevor wir Luftschiff-Post haben. Also Zeppelein contra Frontin!

Schulwesen. Durch Gesetz vom 9. Oktober sind folgende Schulengründungen angeordnet: Escolas preliminares für Knaben und für Mädchen im Bairro Estação Aramina und Bairro Pedregulho, Igarapava im Bairro Abolosas, Tieté; Frontão und Campinas Velhas in Campinas; Santa Thereza in Pedreiras; Borborema in Itapolis; Tabatinga in Ibitinga; nur Mädchenschulen in Valinhos und Sorocaba; gemischte Schulen: Santa Rosa und Pau de Alinho in Piracicaba; Rechan in Itapetininga; Bom Retiro in Descalvado; Estação Carlos Gomes, Santa

Cruz und Campo Grande in Campinas; Abendschulen Belemzinho in S. Paulo und in Areias. Die Knabenschule im Bairro S. João dos Pinheirinhos, Espirito Santo do Pinhal wird zur gemischten Schule. Die gemischte Schule Vileta in Sorocaba und die im Bairro Christovão in Taubaté werden Knabenschulen, die in Gramiam, Piracicaba, wird Mädchenschule.

Die Escola Profissional Masculina, in der Rua Miller, war im September von 372 Schülern besucht, die Tageskurse von 192, der Abendkurs von 180. Es wurden für 502\$ Werkzeuge etc. verkauft, davon erhielten die Schüler 200\$ als Tagelöhne und 123\$ als Prozentanteil. Es waren 40 Mechaniker-Schüler, 35 Schlosser und Gießer, 12 Klempner, 52 Maler und Dekorateure, 35 Tischler und 18 Weber. Es wurden mehrere Plätze für Schüler frei. Knaben von wenigstens 12 Jahren, die lesen und schreiben können, mögen sich beim Direktor morgens von 8 bis 10 Uhr melden.

Gegen die „Doktorin“ Anna Pires hat der Richter von Rio den Haftbefehl erlassen, weil an der Patientin Olympia Magalhães, die in lebensgefährlichem Zustand in die Maternidade gebracht wurde, ein Verbrechen vorzuliegen scheint. Die Kranke hat den Fall bereits erzählt. Sie ist verheiratet, aber verliebt mit Anthenor Martins, weshalb ihr Mann sie verließ und nach Buenos Aires ging. Als sie sich schwanger fühlte, fürchtete sie sich vor der Entbindung, bestellte die Hebamme Anna Pires, die für 200 Milreis den Abortus besorgte, wobei aber Olympia schwer erkrankte. Die Polizei hat den Fötus zur Untersuchung dem Gerichtsarzt zugeschickt. Also einer der unzähligen Fälle von Anti-Einwanderungspropaganda.

Für den Posto (Zoologico) sind mit dem deutschen Dampfer „Helgoland“ für Rechnung unserer Staatsregierung 12 Kälber, 4 Schafe, 7 Pferde und 116 Ziegen verschiedener Rassen in Santos angekommen.

Ein Durchbrenner. Dem arabischen Kaufmann José Abdu in der Rua 25 de Março 30 hat der Angestellte Miguel de tal 4 Contos gestohlen und ist durchgebrannt. Die Polizei von Santos und Rio ist angewiesen, den tal nicht einschiffen zu lassen.

Deportiert wurden von unserer Regierung über Santos mit dem Dampfer „Araguaya“ 8 Individuen.

Ingenieur Kermith Roosevelt, Sohn des nordamerikanischen Expräsidenten, hat hier, wo er sich aufhält, von seiner Familie Nachricht bekommen, daß die Verwundung bei dem Attentat vom 14. ds. keine Besorgnis erregt.

Die Einwanderung beträgt seit Anfang dieses Jahres 78.989 Köpfe; in Santos werden bis zum 21. ds. noch 920 erwartet.

Die Stadt São Paulo hat nach der Steuerschätzung für nächstes Jahr jetzt 45.000 Häuser, oder 4000 mehr als in der vorigen Steuerliste. Am meisten hat der Vorort Lapa zugenommen, dessen Häuserzahl von 800 auf 1400 gestiegen ist. Wenn man bedenkt, daß von den neuen Häusern ein großer Teil mehrstöckige Gebäude sind, so erkennt man, daß São Paulo gegenwärtig in einer phänomenalen Bauepoche sich befindet, die in ihrer Ueberstürzung wieder sehr große Schattenseiten hat. Wenn z. B. die Stadtbehörde selber nicht besonders zentral gelegene Terrains mit 500 Milreis pro Quadratmeter expropriert, so ist das ein exorbitanter Spekulationspreis, mit dem unsere Behörden den Grundbesitzern die Taschen füllen.

An der Börse wurden vorige Woche 2200 Titel im Werte von 285:497\$ gehandelt.

Selbstmordversuche und Selbstmorde. Die in der Rua Senador Feijó wohnhafte 30jährige Maria Felicia hatte gestern etwas zu tief ins Glas geguckt, und wenn der Wein nach dem Ausspruch des weisen Sirach auch das Menschenherz erfreut, so kann er doch, in allzu großen Mengen genossen, auch auf andere Gedanken bringen. Maria Felicia fühlte sich tief unglücklich und sie lenkte ihre Schritte nach dem Tamanduatchy, um ihren schweren Kummer und sich selbst in den unreinen Fluten dieses Baches zu ertränken. Ein Vorübergehender rettete sie aber aus dem nassen Element und übergab sie der Polizei, die so gütig war, ihr zur Erholung ein stilles Kämmerchen anzuweisen.

Den anderen Selbstmordversuch machte ein gewisser Ernesto Texti, der sich in der Quinta Parada unter einen elektrischen Straßenbahnwagen warf, wobei er sich so verletzte, daß er nach der Santa Casa überführt werden mußte.

Ihre Absicht erreichten zwei Selbstmordkandidaten. Um zwei Uhr nachmittags erschloß sich der 36jährige Polizeisoldat Emilio Prevost in Villa Conde Serzedas No. 5, angeblich weil er an einer unheilbaren Krankheit litt.

In der Rua Barra Funda erschloß sich gestern abend der 21jährige Ernesto Pereira Netto. Er verübte seine Tat in totaler Betrunkenheit. Zuerst schoß er nach dem Chauffeur des Automobils, mit dem er vom Municipal Theater-Platz nach der Wirtschaft in Rua Barra Funda Nr. 20 gefahren war, ohne ihn jedoch zu treffen und darauf wandte er die Waffe gegen sich selbst.

Kindesmord. Am Dienstag nachmittag fanden zwei Jungen in der Nähe der Ponte Grande im Rio Tieté die Leiche eines neugeborenen Kindes dunkler Hautfarbe und männlichen Geschlechtes. Der Polizei gelang es schon gestern, die Mutter aufzufinden, die an ihrem Kinde den Mord begangen hatte. Es handelt sich um eine kürzlich aus Caçapava gekommene und anscheinend geistesschwache Frau. Sie hatte das Kind in der Penha in den Fluß geworfen.

Munizipien.

Santos. An Bord des „Ville de Rouen“ stürzte am 13. ds. der 31 jährige französische Matrose Paul Juvenal ab und blieb sofort tot liegen.

— An der Praia de Peruibe, Munizip Conceição de Itanhaem, hat in der Nacht vom 14. ds. Arnaldo de tal mit einem Messerstich seine Frau ermordet. Der Mörder machte dann Selbstmordversuch und ist nun verhaftet; das Motiv der Tat ist Untreue der erst 20 jährigen Frau.

— Im September hat die São Paulo Railway an Importwaren in 12.625 Waggons 89.267.302 Kilo befördert. Im Juli waren es 16.262, im August 10.467 Waggons.

— Der englische Beamte Alfred Marshall wurde, als er am 12. ds. nach der Ponta de Praia ins Bad ging, vom Schlag getroffen und war sofort eine Leiche.

— Von zwei Chauffeuren wurde in Santos ein Junge derart vergewaltigt, daß er nach dem Spital gebracht werden mußte. Die Polizei ist auf der Suche nach den Missetätern.

— Wegen Vergewaltigung seiner eigenen Schwester wurde in Bocaina José Veronica verhaftet.

— In der Santa Casa de Misericórdia befinden sich 442 Kranke, 335 Männer und 107 Frauen; seit 1. Juli wurden dort 234 Kranke aufgenommen.

— Im September wurden auf dem Saboo-Friedhof 348 Leichen begraben, 206 männliche und 142 weibliche, 256 ledige, 65 verheiratete und 20 Witwen, unter 1 Jahr waren 117, über 100 Jahre 2.

Jundiahy. Im September waren in den Schulen 603 Kinder eingeschrieben, 372 Knaben und 231 Mädchen; darunter waren nur 10 fremde. Der durchschnittliche Besuch war 324 bei den Knaben und 178 bei den Mädchen.

Ribeirão Preto. Der Hausierer Stefani Rirali wurde verhaftet, als er eine falsche 200 Milreis-Note in Zirkulation setzen wollte.

— José de Magalhães Castro kaufte für 200 Contos die Fazenda Monte Bello, Eigentum von Jonas Martins in Brodowski. Augusto Junqueira kaufte für 300 Contos die Fazenda Portão Vermelha.

— Wegen nichtigem Streit ermordete auf der Fazenda Aguas Claras João Baptista die hochschwangere Felisbina de tal. Der Mörder ist festgenommen.

Jardinópolis. Im Budget pro 1913 sind die Munizipaleinnahmen auf 140 Contos veranschlagt.

Limeira. In der mechanischen Werkstätte von Emilio Spadari verunglückte der 35 jährige João Dippler. Dreiviertel Stunden nach dem Unfall starb er. Er hinterläßt eine Witwe mit 5 kleinen Kindern.

Campinas. Lebensmüde versuchte der junge Mann Heitor de Carvalho Selbstmord.

— Am Samstag wurden die Gebeine von Dr. Cesar Hierrembach von Rio de Janeiro nach Campinas gebracht und dort in der Familiengruft beigesetzt.

— Von der „Associação Agricola de Educação e Assistencia“ wird bei Campinas eine praktische Ackerbauschule errichtet, wozu die Regierung zwei Terrains gibt und die von den Salesianern geleitet wird. Die Bundesregierung hat diese Schule mit 60 Contos in das Budget gestellt, welcher Betrag der Associação ausgehändigt wird.

— Das Hypodromo Campineiro hatte im letzten Jahre 10:955\$ Reingewinn. Es wurden 50 neue Mitglieder aufgenommen.

— Wegen Vergehen gegen die Moral ist Agide Stacheti angeklagt.

— Die Fazenda „Palmeiras“ hat Antonio Gonçalves Soares für 300 Contos verkauft. Die Uebertragsteuer betrug 19:800\$.

Amparo. Im September besuchten 583 Kinder die Schulen und zwar 392 Knaben und 191 Mädchen.

Taubaté. Im September wurde die Nachtlieberge von 152 Personen aufgesucht, worunter von 140 Brasilianern.

Itatiba. Francisco Rodrigues Barbosa pflanzte auf seinem Landgut in großem Maßstabe Baumwolle an.

Lorena. Im September besuchten 1206 Kinder die Schulen, davon waren 61 Besucher der Abend-schule für Arbeiter.

In Guaratinguetá wird ein neues Schlachthaus gebaut, das auf 65 Contos veranschlagt ist.

In S. Carlos wird auf Initiative von Lehrer José Sampaio ein Colleg mit höheren Kursen gegründet und mit einem Internat für 100 Schüler; die Munizipalität gewährt Steuerfreiheit.

— Gegenüber der Normalschule sind 15 Häuser im Bau für die Arbeiter der Weberei.

Aus Pires via Limeira erhalten wir folgende Mitteilung: In der gestrigen Generalversammlung unseres Schulvereins wurden in den Vorstand für 1913 und 1914 gewählt die Herren: Theodor Stein, I. Präsident; Wilhelm Asbahr, Kassierer; Friedrich Hassel, Schriftführer; als Beisitzer resp. Ersatzmänner Hermann Bürger und Bendix Greve. Nachdem es dem alten Vorstande in Verbindung mit Unterzeichnetem gelungen war, Ordnung in das Finanzwesen des Vereines zu bringen, die Schulden zu zahlen, 1:200\$ anzulegen, erhoffen wir unter der Aegide des neuen Vorstandes ein ferneres Blühen, Wachsen und gedeihen des Vereines.

Th.

Bundeshauptstadt.

Englische Eroberungspläne in Brasilien. Großes Aufsehen hat die Enthüllung gemacht, in welcher am Freitag in der Bundeskammer Pandia Calogeras die englischen Invasionspläne am Amazonas aufdeckte. Die englische „Amazon Land Colonisation Company“ hat nämlich von der Regierung des Staates Amazonas eine Konzession von nicht weniger als 60.000 Kilometer Land erhalten. Somit kommt also ein Gebiet in der doppelten Größe von Belgien und größer als die Staaten Alagoas und Sergipe zusammen in englische Hände und ein Gebiet, das sich an Englisch-Goyana anschließt. Es ist überhaupt englische Taktik, sich mit Hilfe der Indianer im Lande heimisch zu machen. Welche Gefahr solche englische Nachbarschaft bedeutet, weiß man aus der Geschichte von Transvaal. Redner verlangt deshalb von der Regierung nähere Informationen über die von den Engländern im Norden Brasiliens erworbenen Konzessionen.

Da der Monge José Maria die Stadt Palmas bedroht, wird am 13. ds. von Curityba Truppen abgegangen, die vom Präsidenten verabschiedet wurden. Es waren 300 Mann Infanterie und ein Picket Kavallerie. Sie haben 30.000 Patronen und Metraileusen mitgenommen. In der Nähe von Palmas soll sich José Maria mit einem großen Haufen Vagabunden und Fanatikern aufhalten, so daß die Truppen schoneinige Arbeit bekommen.

Gestreikt wird in Rio de Janeiro von den Arbeitern der Zündhölzchenfabrik „Fiat Lux“, in Rio von den Kalfäterern, die 10\$ Taglohn verlangen und in Nictheroy von den Bauarbeitern, die bereits von 27 Baumeistern den 8stündigen Arbeitstag erzielt haben.

Den Jahrestag der Erschießung von Francisco Ferrer begingen in Rio die „Liga Anti-Clerical“ und die „Federação Operaria“ mit einer Versammlung im Theater Carlos Gomes. Dabei sprachen Antonio Moreira, Candido Costa und José Leal Junior.

Herr Dettmann beim Präsidenten. Herr Eduard Dettmann, der bekanntlich schon zwei sehr wertvolle Bücher über Brasilien geschrieben, wurde gestern vom Präsidenten Hermes in Privataudienz empfangen, wo er dem Präsidenten sein neues Werk überreichte.

Den Argentinern zum Geschenk! An Bord des Dampfers „Hollandia“ trafen am 14. ds. verschiedene verdächtige Herren aus Amsterdam mit weiblicher Begleitung ein. Man ließ sie in Rio nicht an Land, sondern gab die Ordre: Nach Buenos Aires weiter!

Zehn Contos verschwunden sind aus der Präfekturkasse von Rio de Janeiro. Oscar de Azevedo Marques, Bruder des verantwortlichen Kassiers, hat aber für die fehlende Summe Garantie geleistet.

Die Sonnenfinsternis brachte eine große Enttäuschung, denn sie spielte sich hinter dichten Regenwolken ab, nicht nur in Rio, sondern wie es scheint im ganzen südlichen Teile des Kontinents. Wenigstens meldeten auch Telegramme aus Buenos Aires, daß es dort wolkenbruchartig regnete. Leider war auch die Zone der totalen Verfinsterung das Wetter schlecht, sodaß keine Beobachtung möglich war. Das ist im Interesse der Wissenschaft sehr zu bedauern, denn die verschiedenen astronomischen Expeditionen, die sich nach Passa Quatro und Christina begeben hatten, waren mit wichtigen Untersuchungen betraut gewesen. Sie haben ihre Zeit und ihr Geld nutzlos vertan. Wenn unsere Propagandamission seligen Angedenkens noch be-

stände, so könnte man seinen Groll an ihr auslassen; denn zweifellos wäre es ihre Pflicht gewesen, den fremden Astronomen gutes Wetter in Brasilien zu besorgen. So aber muß man die ausländischen Besucher mit dem Hinweis trösten, daß auch der Bundespräsident um das Schauspiel betrogen wurde. Der Marschall Hermes hatte sich mit den Ministern und einem Gefolge, das sich auf nicht weniger als 80 Personen belief, am Dienstag Abend mit Sonderzug nach Passa Quatro begeben, um auf Kosten des Vaterlandes die Sonnenfinsternis zu bewundern. Da die Sonne ihm den Gefallen nicht tat, mußte er sich mit dem Anhören der Nationalhymne begnügen.

In Rio hat sich das Volk merkwürdig „gebildet“ benommen. Nach den Befürchtungen, die in den letzten Tagen unter den abergläubischen Analphabeten im Umlaufe waren, mußte man annehmen, daß die Bevölkerung in dichten Scharen in die Kirchen strömen werde, um an den Altären Schutz zu suchen. Die Kirchen blieben aber so leer, wie an anderen Wochentagen auch. Um so mehr Menschen aber waren auf den Straßen, in der Hoffnung, doch noch trotz dem Regen etwas zu sehen zu bekommen. Freilich warteten sie vergebens. Das einzige Phänomen, das bemerkbar wurde, war die zunehmende Dunkelheit, die um 10 Uhr 27 Minuten ihren Höhepunkt erreichte und die Geschäfte und Straßenbahnen nötigte, Licht anzuzünden. Die Dunkelheit war aber nicht so stark, wie sie bei heiterem Himmel gewesen wäre, da die Regenwolken stark lichtzerstreuend wirkten und die Dauer der Verfinsterung nicht lang genug war, um diese Gegenwirkung aufzuheben. Die nächste totale Sonnenfinsternis wird in Brasilien erst im Mai 1919 beobachtet werden, und zwar in Ceará und einem Teile von Piauh. Die totale Verfinsterung, die diesmal weniger als 2 Minuten betrug, wird dann 5 Minuten dauern, also reichlich Gelegenheit zu Beobachtungen gewähren. Um jene Jahreszeit darf man in den Nordstaaten auch auf gutes Wetter rechnen. Die Astronomen mögen sich als 1919 nicht durch den Mißerfolg von 1912 entmutigen lassen, sondern Brasilien wieder besuchen! Auch in Ceará und Piauh gibt es keine Indianer. . . .

Interessante Beobachtungen über die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Hertzschen Wellen sollten gelegentlich der Sonnenfinsternis durch unsere Funkenspruchstationen vorgenommen werden. Zu diesem Zwecke hatten die Marinestationen auf den Kriegsschiffen und in Ponta Negra, Guaritiba, auf der Ilha Rasa und der Cobrainsel Befehl erhalten, von 9 Uhr 7 Minuten bis um 11 Uhr 54 Minuten nicht anzurufen, sondern sich ausschließlich darauf zu beschränken, alle 5 Minuten von der großen Station in S. Thomé ein bestimmtes Signal, entsprechend dem Buchstaben V entgegenzunehmen. Dabei sollten sie genau die Intensität des Tones aufnehmen. Da man aber bei uns alles nur halb tut, so vergaß man, durch die Station Babylonia, die Handelsdampfer von diesen Versuchen in Kenntnis zu setzen und sie zu bitten, während der genannten Stunden ebenfalls nicht zu telegraphieren. So kam es, daß verschiedene Schiffe auf dem offenen Meer andauernd mit der Station Babylonia in Verbindung zu treten suchten, auf diese Weise die von S. Thomé ausgesandten Signale störend. Die Station auf der Cobrainsel z. B. empfing wegen dieser Störungen die Anrufe von S. Thomé überhaupt nicht, und auch aus den Aufzeichnungen jener Stationen, die sie empfangen, darf man keine Schlüsse ziehen.

Erwähnung verdient ein Aberglaube, der in den Vorstädten die Negerweiber veranlaßte, ihre Säuglinge „dem Eclypse“ zu präsentieren. Sie meinen, daß das den Neugeborenen Gesundheit, Glück und

Schönheit (Negerschönheit natürlich) sichere. Und wenn „der Eclypse“ auch nicht sichtbar ward, so zweifelten sie doch nicht daran, daß der Segen auch so wirksam werde. Sie waren wohl die einzigen, die gestern nicht enttäuscht wurden.

Anti-Einwanderungs-Propaganda. Die Südamerikaner und nicht zum wenigsten die Brasilianer sind sehr empfindlich, wenn jemand gegen die Auswanderung nach hier spricht oder schreibt. Wer so was sagt, der kommt bald in den Ruf eines Vaterlandsverräters und eines Landesfeindes. Und doch gibt es nach dem unverdächtigen Zeugnis der „Gazeta de Noticias“ in der Bundeshauptstadt Rio de Janeiro allein über 2000 der allerschlimmsten Feinde der Einwanderung. Denn nach den Ausführungen genannten Blattes gibt es in Rio über 2000 Personen, die sich gewerbsmäßig mit der Abtreibung beschäftigen, jene zahlreichen Hebammen und Aerzte, welche dies auch besorgen, gar nicht mitgerechnet. Diese Industrie hat sich in solcher Weise in die Gewohnheiten des Volkes eingelebt, daß sie bereits eine eigentliche Institution geworden ist. In den oberen wie unteren Gesellschaftsklassen werde der Abortus nicht mehr als eine widerliche, unmoralische, verbrecherische Sache betrachtet. Man spreche davon ohne Skrupeln, man betreibe ihn im großen Maßstabe mit derselben Leichtigkeit wie den allernatürlichsten Akt. Ein Arzt, der diese Sache speziell studierte, sagte, es gäbe in dieser Hauptstadt nur wenige Frauen, die nicht Abtreibung vornehmen, zum wenigsten einmal. Oft hört man die Frauen sagen: „Sie hatte so und so viel Kinder und so und so viel Abortus“ oder „Sie hatte noch kein Kind, das sie aufgezogen; in zwei oder drei Fällen, wo sie schwanger war, hatte sie Abortus“. Es gibt Frauen, die jedesmal, wenn sie schwanger waren, Abortus hatten, 10, 12, 14 und mehr. Es gibt mehr Abortus als Geburten. Das ist eine schreckliche Wahrheit. Auch die Aerzte verheimlichen diese Fälle. Die Kriminalstatistik weist keine Fälle von Abtreibung auf. Die Gemüsehändler der Rua Lapa, Rua Uruguayana verkaufen die Abtreibungskräuter in Paketen mit der Aufschrift: „Para fazer abortar“. Die Weiber dieser Profession bringen die Mittel in die Familien. Wo die Agenten des Abortus sich verspäteten, setzen oft die Engelmacherinnen ein. Das ist nach der Feststellung von medizinischen Fachleuten die Anti-Einwanderungs-Propaganda in Rio de Janeiro. Aber wer wundert sich noch darüber, nachdem ja schon vor 20 Jahren dort ein Dr. Abel Parente für seine Erfindung der Unfruchtbarmachung der Frauen ungehindert die frechste Reklame machen konnte!

Rio „verpaulistanert“ sich. Die Polizeitruppen sind dieser Tage teilweise neuuniformiert worden. Am Uniformrock wurden einige Aenderungen vorgenommen, und vor allen Dingen haben die Soldaten dunkle Tuchhelme bekommen, wie sie die Paulistaner Polizeitruppe schon seit Jahr und Tag trägt. Man kann jetzt einen hiesigen kaum mehr von einem Paulistaner Polizeisoldaten unterscheiden, höchstens daran, daß die hiesigen die Hosen in den Schaftstiefeln stecken haben, auch wenn sie in der Stadt Dienst tun, während das in S. Paulo nur bei Felddienstübungen geschieht. Der Helm gewährt bei Zusammenstoßen mit Rowdies zweifellos einen besseren Schutz als das Käppi, ist aber eine recht heiße Kopfbedeckung.

Die subventionierte Schiffahrtslinie der italienischen Gesellschaften von Genua nach Santos wird vielleicht das Jahr 1912 nicht überleben. Wie erinnerlich, hat der Landwirtschaftsminister die Subvention aus dem Spezialfonds zur Förderung der Einwanderung und des Exports brasilischer Er-

zeugnisse bewilligt, der ihm im Budget für 1912 angewiesen worden war. Dieser Fonds ist auch im Haushaltsvoranschlag für 1913 wieder vorgesehen und ist von der Kammer angenommen worden. Im Senat ist jedoch wenig Neigung zur Neubewilligung vorhanden. Es scheint vielmehr, als ob diese Körperschaft den Titel streichen werde. Damit fiel aber auch der Subventionsvertrag, denn es existiert kein anderer Titel, aus dem der Minister die Subvention zahlen könnte. Die Streichung könnte als eine glückliche Lösung der Angelegenheit betrachtet werden: Brasilien hätte sich Italien freundlich erwiesen, indem es die unter dem Baron do Rio Branco eingeleiteten und sehr weit geförderten Vertragsverhandlungen zum Abschluß brachte; die Bundesregierung hätte São Paulo ihren guten Willen gezeigt, indem sie den Sonderwünschen dieses Staates soweit entgegenkam; die übrigen Schiffahrtsgesellschaften wären nachdrücklich auf die Wichtigkeit des Brasilverkehrs hingewiesen worden; und der zweifellos sehr oneröse Vertrag hätte in den wenigen Monaten seiner Geltung die Finanzen des Bundes und des Staates S. Paulo nicht sonderlich geschädigt. Auch läge keine Gefahr vor, daß die italienischen Gesellschaften eine Entschädigung beanspruchen könnten, denn in dem Subventionsvertrag ist ausdrücklich auf den Titel bezug genommen, aus dem die Subvention zu zahlen ist. Die Rhedereien müssen also gewärtig sein, daß ihr Vertragsgegner durch Verweigerung der Neubewilligung dieses Titels seitens des Kongresses in die Unmöglichkeit versetzt wird, den Vertrag aufrecht zu erhalten. Das haben sie durch die Unterzeichnung der auf den Titel bezugnehmenden Vertragsurkunde ganz offenbar anerkannt.

Horto Florestal. Wir hatten Gelegenheit, den Forstgarten zu besuchen, den das Landwirtschaftsministerium auf der Fazenda do Macaco, angrenzend an den Botanischen Garten in der Gavea, unterhält und dessen Bestimmung ist, den Interessenten unentgeltlich Setzlinge zur Aufforstung zur Verfügung zu stellen. Das Horto Florestal ist keine ganz neue Einrichtung, war aber stark vernachlässigt worden. Vor etwa zwei Jahren wurde er der Leitung des Dr. Amandio Sobral unterstellt, und diese Wahl scheint sehr glücklich gewesen zu sein, denn das Institut hat einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Seit Mai dieses Jahres wurden nicht weniger als rund 450.000 Setzlinge der verschiedensten Baumarten verteilt, durchweg 85 und mehr Zentimeter hoch. Die Empfänger wohnen in allen auf dem Land- oder Seewege in regelmäßiger schneller Verbindung mit der Bundeshauptstadt stehenden Staaten von Rio Grande do Norte bis Rio Grande do Sul. Der Versand erfolgt auf Kosten des Ministeriums. Da jeder Setzling mit Erdballen versehen ist und die Verpackung in Kisten geschieht, so halten die Pflanzen sich Wochen, unter Umständen sogar zwei Monate lang frisch. Die Auspflanzung kann also, wenn die Witterungsverhältnisse es erfordern, ziemlich lange verschoben werden. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß der Forstgarten unter diesen Umständen der Regierung beträchtliche Geldopfer auferlegt. Aber der Nutzen, der unserem so sinnlos seiner Wälder beraubten Lande aus der durch die unentgeltliche Verteilung von Setzlingen erleichterten Wiederaufforstung erwächst, ist so groß, daß sich die Opfer sicherlich lohnen. Mit Befriedigung sahen wir bei dem Besuche, daß im Horto Florestal ganz sachgemäß nach modernen forstwirtschaftlichen Grundsätzen gearbeitet wird, daß eine wohlthuende Ordnung und Sauberkeit herrscht, daß offenbar eine planmäßige und energische Leitung vorhanden ist. Hoffentlich wer-

den der Regierung die Ausgaben, die der etliche 80 Hektar große Garten erfordert, nicht eines schönen Tages leid: es wäre, so wie der Garten sich jetzt entwickelt hat, ein großer Verlust für das Land. Interessenten seien nachdrücklich auf diese Bezugsquelle von Forstpflanzen aller Art hingewiesen. Nicht nur der Großgrundbesitzer, sondern auch der kleine Landwirt hat immer eine Fläche Landes dazuliegen, die sich für andere Kulturen nicht eignet, die aber aufgeforstet in einigen Jahren bereits einen direkten Nutzen bringt, ganz abgesehen von dem indirekten Nutzen, der aus allen Baumbeständen erwächst. Gesuche um Ueberlassung von Setzlingen richte man an folgende Adresse: Directoria do Horto Florestal-Gavea — Capital Federal.

Die Kandidatur Enéas Martins für den Gouverneursposten von Pará scheint wieder zurückgezogen zu werden. Der Unterstaatssekretär des Aeußern hat sich bereits dahin ausgesprochen, daß er kaum nach Pará gehen werde, da die beiden herrschenden Parteien dort, die Anhänger Sodrés und Coelhos im Begriffe seien, ein anderes Arrangement zu treffen; er freue sich, daß er sein Amt behalten könne. Das stimmt durchaus zu den aus Pará kommenden Nachrichten, daß man dort mit aller Macht die Erneuerung der Kandidatur des Senators Lauro Sodré betreibe, und zu dem Telegramm, das dieser Politiker aus Rio nach Pará sandte, des Inhalts, daß er mehr und mehr geneigt sei, sich dem Willen des „Volkes“ zu beugen. Wenn man die ganze Affäre überdenkt, so muß man zu dem Schlusse kommen,

daß der alte Schlauberger den Bundespräsidenten und den General Pinheiro Machado gründlich geprellt hat. Die Zurückziehung seiner Kandidatur und die Aufstellung der „Versöhnungskandidatur“ Enéas Martins war nur eine Farce, um die Oberdrahtzieher in Rio von ihren Interventionsgelüsten abzubringen und zugleich Herrn Lemos aus dem Lande zu befördern. Nachdem die Gefahr militärischen Einschreitens beseitigt ist und Herr Lemos das Rennen aufgegeben hat, liegt kein Grund mehr vor, Herrn Enéas Martins zu bemühen. Vielmehr kann Herr Lauro Sodré jetzt ungefährdet den Wünschen des „Volkes“ nachgeben. Pfiffig sind die Paraenser immer gewesen?

Deutscher sucht sofort Stellung als Maschinenmeister, Elektromonteur oder Maschinist. Prima Zeugnisse über absolvierte Kurse und Praxis stehen zur Verfügung. Gefl. Zuschriften unter „W. B.“ an die Expedition d. Ztg., S. Paulo. 4177

Kaufmann

27 J., sucht per sofort oder später Stellung in Kontor oder Lager. Gefl. Zuschriften unter O. L. an die Expedition d. Ztg., S. Paulo. 4176

Casa Edison.

S. PAULO

AVIS.

2745

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

Spielwaren-Abteilung

unsern Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allernmodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen.

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate
von 65\$000 aufwärts

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

Dampfer „Kaiser Franz Joseph I.“ in Brasilien.

Rio, den 8. Oktober 1912.

Schnelldampfer „Kaiser Franz Joseph I.“ Vorgestern war Festtag für die Austro-Americana und die österreichisch-ungarische Kolonie: der große neue Doppelschrauben-Schnelldampfer „Kaiser Franz Joseph I.“ lief zum ersten Male den Hafen von Rio an. Die hiesigen Vertreter der Austro-Americana, die Herren Rombauer u. Co., hatten alles aufgeboten, um den Besuch des Schiffes zu erleichtern. Sie hatten veranlaßt, daß der Dampfer am Kai an der Avenida Rio Branco anlegte, und hatten ihre Geschäftsfreunde, die Vertreter der übrigen Schifffahrtsgesellschaften, Mitglieder der österreichisch-ungarischen Kolonie und die Presse zu einem Frühstück an Bord eingeladen. In den Nachmittagsstunden bemühte sich der k. u. k. österreichisch-ungarische Geschäftsträger, durch Veranstaltung eines Empfanges an Bord auch die offizielle Welt zu einem Besuche des Schiffes zu veranlassen, eine Absicht, die Herrn Egger von Möllwald auch in vollem Umfange gelang.

Der Dampfer ist von anscheinlicher Größe, 16.500 Tonnen Wasserverdrängung und 12.500 Registertonnen, und gewährt schon von weitem einen stattlichen Anblick. Er ist ganz aus Stahl gebaut, 500 Fuß lang, 62 breit und bis zur Brücke 42 Fuß 9 Zoll hoch. Der Tiefgang beträgt 26 Fuß. Das Schiff bildet einen besonderen Ruhm für die österreichische Industrie, denn es ist auf einer österreichischen Werft (Monfalcone-Triest) nach von österreichischen Ingenieuren entworfenen Plänen ausschließlich aus österreichischem Material von österreichischen Arbeitern erbaut worden. Da es ein schönes und wohlgeklungenes Werk ist, so legt es Zeugnis ab von der bemerkenswerten Leistungsfähigkeit, die die österreichische Schiffsbauindustrie in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht hat. Und nicht minder ist es ein ehrendes Zeugnis für die Austro-Americana, die ganz aus eigener Kraft, ohne Staatsunterstützung sich so entwickelt hat, daß sie Schiffe von solcher Bedeutung bauen lassen kann. Der „Kaiser Franz Joseph I.“ ist der schnellste Dampfer, der gegenwärtig nach Südamerika verkehrt, denn er läuft 19 Seemeilen in der Stunde. Er verließ Triest am 22. September um 9 Uhr 28 vormittags und traf in Rio am Montagabend um 7 Uhr 19 ein. Er brauchte also für die 6123 Seemeilen lange Strecke 15 Tage und 10 Stunden, wobei zu berücksichtigen ist, daß nicht nur Neapel und Barcelona angelaufen wurden, sondern daß in Teneriffe ein halber Tag über die fahrplanmäßige Zeit verloren wurde, da die Kohlenübernahme nicht so glatt von statten ging, wie sie sollte. Die 4767 Meilen von Barcelona nach Rio wurden in 11 Tagen und 30 Minuten zurückgelegt, und zwar ohne Inanspruchnahme der regulären Geschwindigkeit von 19 Knoten, denn der Dampfer lief im Durchschnitt nur 18,20 Knoten. Auf der Rückreise — der Dampfer passiert Rio am 21. Oktober — wird er bis Triest nur 14 Tage gebrauchen, denn er trifft dort am 5. November ein. Schade, daß diese erste Südamerika-Reise die einzige in diesem Jahre bleibt. Der „Kaiser Franz Joseph“ wird in den Wintermonaten auf der New York-Linie verkehren und erst im Februar wieder eine Südamerikafahrt unternehmen.

Der Dampfer ist für 160 Passagiere erster, 480 zweiter und 1400 dritter Klasse bestimmt. Die Passagiere erster Klasse sind auf den Decks A, B, C und D untergebracht, und zwar liegen die sehr eleganten und geschmackvollen Luxuskabinen auf Deck C. Das österreichische Kunstgewerbe, das ja in hohem An-

sehen steht, hat in der Ausstattung der Halle, des Speisesaals, des Rauchsalons, des Damensalons, des Schreibzimmers und des Wiener Cafés bewiesen, daß sein Ruf berechtigt ist. Es ist alles bequem und geschmackvoll und gediegen, unter Vermeidung protzigen Prunks. Auch die zweite Klasse ist überraschend gut ausgestattet und nicht nur mit 2 großen Speisesälen, sondern auch mit geräumigen Damen- und Musiksalon und 2 Rauchsalons versehen. Die Kabinen dieser Klasse sind nicht, wie früher üblich, durchweg für 4 Personen bestimmt, sondern teilweise für zwei und für drei Personen, gewiß ein großer Fortschritt. Man kann ruhig sagen, daß sie der ersten Klasse älterer Schiffe in keiner Weise nachsteht. Die Zwischendecker sind nicht schlechter untergebracht, als auf den italienischen Schnelldampfern. Das bringt schon der Umstand mit sich, daß der Dampfer Neapel anlauft; die sehr strenge italienische Gesetzgebung bezüglich der Räume für die Zwischendecker ist daher auch für den „Kaiser Franz Joseph“ maßgebend gewesen. Daß der Dampfer Zentralheizung, Funkspruchstation, Dunkelkammer für Amateurphotographen, Turnsaal usw. besitzt, ist bei einem modernen Schiff so selbstverständlich, daß wir es kaum zu erwähnen brauchen. Hervorzuheben ist aber, daß das Promenadendeck C verglast ist, sodaß es auch bei stürmischem oder regnerischem Wetter einen angenehmen Aufenthalt bietet.

Das Frühstück, das die Herren Rombauer & Co. den geladenen Gästen gaben, verlief sehr gemütlich. Reden wurden nicht gehalten. Zu dem Empfang, den Herr Egger von Möllwald von 3—5 Uhr veranstaltete, erschien eine außerordentlich große Anzahl von Personen. Wir bemerkten den deutschen Gesandten, den amerikanischen Botschafter, den englischen Geschäftsträger, den Oberst Andrews als Vertreter des Bundespräsidenten, den Verkehrsminister, den Marineminister, Vertreter des Ministers des Aeußern und des Kriegsministers, die Generalkonsuln und Konsuln verschiedener Nationen, Senatoren, Deputierte, den Polizeichef und zahlreiche höhere Beamte. Als zwischen 5 und 6 Uhr die Besucher von Bord gingen, war der Kai und die untere Avenida buchstäblich schwarz von Menschen. Alle waren des Lobes voll über den stattlichen und schönen Dampfer, den sie besucht hatten.

São Paulo, den 9. Oktober 1912.

Der Dampfer Kaiser Franz Joseph I. von der Austro-Americana ist gestern morgens 7 Uhr von Rio de Janeiro her in Santos eingelaufen. Wie bereits erwähnt, haben die Agenten dieser Gesellschaft, wie in Rio, so auch in Santos einen Empfang an Bord veranstaltet und zu diesem Zwecke in São Paulo und Santos zahlreiche Einladungen ergehen lassen. Einige 45 Gäste fuhren von São Paulo in Spezialwagen um 8 Uhr nach Santos, wurden dort mit Automobilen nach dem Dampfer befördert und hatten dort noch reichliche Zeit, um den über alle anderen Schiffe und über alle Zollschruppen emporragenden gewaltigen Dampfer in allen seinen Teilen zu besichtigen. Da die Beschreibung dieses Schiffes schon in dem bezüglichen Berichte aus Rio de Janeiro enthalten ist und unsere Leser schon aus einem früheren Artikel informiert sind, so wollen wir aus unserer Besichtigung nur noch einige Randbemerkungen einfügen. Der Dampfer „Kaiser Franz Joseph I.“ ist wohl der größte Dampfer, der nach Südamerika fährt, aber er ist nur auf einer Spritztour hier, fährt sonst auf der Linie nach Nordamerika und wird auch wieder dorthin zurückkehren. Erst wenn die beiden anderen großen Dampfer der Austro-Americana fertig sind, dürfte eines der drei

großen Schiffe regelmäßig nach dem Süden kommen. Natürlich im nordamerikanischen Verkehr wird der Dampfer von 16.500 Tonnen und 19 Knoten von manchem anderer Linien überholt. Man kann auch den Dampfer „Kaiser Franz Joseph I.“ nicht mit den beiden größten Dampfern des Südamerika-Verkehrs, mit dem deutschen „Cap Finisterre“ und der italienischen „Mafalda“ vergleichen, weil diese direkt für die Verhältnisse des Südamerika-Verkehrs eingerichtet sind, der Dampfer „Kaiser Franz Joseph I.“ aber für den nordatlantischen Verkehr, der im ganzen Schiff wesentlich andere Einrichtungen erheischt. Was uns bei diesem Dampfer gut gefallen hat, das ist die 2. Klasse, die für 480 Personen eingerichtet ist und wiederum 2 Abteilungen, A und B, hat. Diese Abteilungen sind in allen Teilen schön, geräumig, elegant, mit guten Kabinen für 2 bis 4 Personen. Diese Abteilung entspricht der der ersten Klasse unserer früheren Südamerikafahrer. Wohl infolge der bedeutenden Ausdehnung der 2. Klasse sind die Räume für die 3. Klasse, besonders was den Aufenthalt in freier Luft anbetrifft, nicht so ausreichend, wie sie der Südamerika-Verkehr erfordern würde, dasselbe ist auch mit der Ventilation im Zwischendeck der Fall. Da aber die Nordlandreise ja nur 8 Tage dauert, so sind die Anforderungen, die für 1400 Zwischendecker erforderlich sind, dort nicht die gleichen wie für eine 18 bis 20 tägige Südamerika-Tour. Diesen Unterschieden wird natürlich die Gesellschaft Rechnung tragen, wenn sie einmal einen großen Dampfer für diese Linie baut.

Um 1 Uhr hatte sich an Bord des Dampfers eine so große Zahl von Gästen eingefunden, daß der geräumige Speisesaal 1. Klasse sie nur knapp fassen konnte. Bei den Klängen der Bordkapelle wurde ein frugales Frühstück mit Bier serviert. Als man bei Kuchen und dem Kelch Champagner angelangt war, ergriff der österreichisch-ungarische Konsul, Herr Karl v. Remy, das Wort zu einem Toaste auf Brasilien und Soã Paulo und anknüpfend daran auf den Patron des Schiffes, S. M. Kaiser Franz Joseph I. Der Redner erwähnte, wie Brasilien rührige Anstrengungen macht, seine Handelsbeziehungen mit den europäischen Ländern zu erweitern und darin auch bei Oesterreich-Ungarn zu einem respektablen Resultat gelangt ist. Da ist es nur recht und billig, wenn auch von Europa aus diese Bemühungen erwidert werden, so vor allem durch Vermehrung und Verbesserung des Schiffsverkehrs. Es ist deshalb lebhaft zu wünschen, daß die Austro-Americana recht bald dazu komme, solche Prachtdampfer wie den „Kaiser Franz Joseph I.“ nicht nur zeitweise, nicht nur wie Kometen hier erscheinen zu lassen, sondern in beständigen Verkehr zu stellen. Dem Toaste folgten die brasilianische und die österreichische Hymne. Im Namen der Schiffsgesellschaft sprach Herr Luiz Hoivineaux, der betonte, die Direktion würde der Südamerika-Linie ihre besondere Aufmerksamkeit schenken. Schließlich verdankte der Kommandant Herr Carlo Gerolamich den Gästen ihren Besuch. Gegen 4 Uhr hob der Dampfer die Anker, um mit seinen 2000 Mann an Bord nach Buenos Aires abzufahren, worauf um halb fünf die paulistaner Gäste per Railway über die Serra nach Hause zurückkehrten.

* * *

Bei Gelegenheit des Besuches des Dampfers „Kaiser Franz Joseph I.“ im Hafen von Rio de Janeiro hatte der Bundespräsident ein Glückwunschtelegramm an den Kaiser von Oesterreich geschickt. Gestern, den 9. ds., hat der Kaiser in folgendem Telegramm geantwortet: „Ich danke Ihnen für das freundliche Telegramm, das Sie mir anlässlich der ersten Reise des großen Dampfers der Austro-Ame-

ricana-Gesellschaft auf der Brasilien-Linie schickten. Ich bitte Sie, meinen besten Dank entgegenzunehmen und den Ausdruck meiner aufrichtigen Sympathie und gleichzeitig versichere ich Ihnen, daß ich aus vollem Herzen Ihren Wunsch teile, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern zu kräftigen.“

Vorbedingungen der Auswanderung nach Brasilien.

Ueber dieses aktuelle Thema hielt auf dem Deutsch-Brasilianischen Tage in Berlin am 7. September Herr Arthur Hermsdorf den folgenden Vortrag:

„Meine Damen und Herren! Wenn ich es übernommen habe, mich über dieses Thema — der mir zugemessenen kurzen Zeit entsprechend — in einigen kurzen Worten auszusprechen, so soll es in der Weise geschehen, wie ich als Geschäftsführer der Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft die sehr oft an mich herantretenden Fragen der Auswanderungslustigen zu beantworten pflege.

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich,“ so sagt ein altes deutsches Sprichwort. Niemand sollte ohne zwingenden Grund die Scholle verlassen, die ihm das Brot zum täglichen Leben gibt. Niemand die Stelle leichtsinnig aufgeben, die ihm die Mittel zur Existenz sichert, und wenn sie noch so bescheiden wäre! Redlicher Fleiß und ernstes Streben wird auch in der alten Heimat den Menschen vorwärts bringen; und niemand sollte hier das Gewisse, Sichere verlassen um eines Phantoms, des erträumten Glückes jenseits des Ozeans, willen.

Aber wer kennt nicht die alte deutsche Wanderlust, die hinaus treibt mit unwiderstehlicher Gewalt über die engen Grenzen des Vaterlandes! Und wer wüßte es auch nicht, daß trotz aller Arbeit und trotz aller Lust zur Arbeit gar vielen es nicht ver gönnt ist, in Ehren das Notdürftigste zum Leben zu erringen, daß in vielen Familien trotz allem Ringen das grausige Gespenst der Not und Sorge nicht weichen will!

Und diese Wanderlust auf der einen Seite und die Not und die Sorge vor der Zukunft auf der anderen sind die Gründe dafür, daß es stets eine Auswanderung geben wird, und keine Machtmittel würden sie zu unterdrücken vermögen.

Es ist darum nicht unsere Aufgabe, die Auswanderung um jeden Preis unterdrücken zu suchen; wohl aber sollen und müssen wir sie überwachen und zu lenken bestrebt sein, damit der Auswanderer tatsächlich dort, wo er sich niederläßt, günstigere Lebensbedingungen findet, denen er zu entfliehen bestrebt ist.

Daß unter den Ländern, denen sich die Auswanderung aus Deutschland zukehrt, Brasilien nicht an letzter Stelle steht, weiß jeder von Ihnen. Und daß die nach Brasilien Ausgewanderten es nicht zu bereuen haben, dorthin gegangen zu sein, lehrt uns — besser als alle Bücher und Zeitungsberichte — die stattliche Zahl der deutsch-brasilianischen Kolonisten, die sich heute zu unserem Deutsch-Brasilianischen Tag hier versammelt haben und die bereit sind, Zeugnis dafür abzulegen, daß es ihnen drüben in ihrer neuen Heimat gelungen ist, sich eine Existenz zu schaffen, mit der sie zufrieden sind. Aber leicht ist es ihnen und ihren Vorfahren auch in dem brasilianischen Urwald wahrlich nicht geworden, festen Fuß zu fassen! Ein gesunder, an Arbeit gewöhnter Körper gehörte dazu. Sie mußten — wenigstens für die ersten Jahre — verzichten lernen auf

gar mancherlei, was ihnen in der alten Heimat schier unentbehrlich erschienen war. Ein zähes Festhalten an dem, was sie sich als Ziel vorgesteckt hatten, war unbedingt erforderlich; den bescheidensten Verhältnissen mußten sie sich anpassen; arbeiten, ja arbeiten noch viel mehr und härter als auf der früheren Scholle. Das war ihr Los, und mancher wird die Zähne aufeinander gebissen haben, um es nicht laut hinauszuschreien, was sich in seinem Herzen regte — das Eingeständnis der Reue, hinausgezogen zu sein, das Eingeständnis, sich bitter getäuscht zu haben. Und wir müssen von den Auswanderungslustigen, damit ihnen diese Reue erspart bleibe, unbedingt verlangen, daß sie sich über die in dem fremden Lande herrschenden Verhältnisse nach jeder Richtung auf das genaueste informieren, bevor sie der alten Heimat den Rücken kehren. Gelegenheit gibt es doch wahrlich genug dazu! Da ist das Auswärtige Amt, da sind die Konsulate, die Zentralkunftsstelle für Auswanderer, Vereine aller Art und nicht zuletzt unsere Deutsch-Südamerikanische Gesellschaft. Sie alle sind bestrebt, die Fragesteller aufzuklären, damit diese nicht in völlig unbekannte Verhältnisse skrupellos hineinrennen! Wer es aber versäumt, sich dort Rat und Unterweisung zu holen, der hat es sich dann selbst zuzuschreiben, wenn er in solche Verhältnisse hineingerät, die ihn zu Boden drücken, und er hat dann nicht das geringste Recht, auf das Land zu schimpfen, in das er blindlings hineingezogen ist. Am allerwenigsten aber hat er ein Recht dazu, der skrupellosen Lockungen gewissenloser Auswanderungsagenten folgt und alle Warnungen und Vorstellungen vor solchen leichtfertig in den Wind schlägt. — Ich denke da z. B. an jene Arbeiterscharen, die von den Versprechungen reichen Lohnes verlockt hinausgezogen sind in das heiße Amazonastal und dann dort den furchtbaren Fiebern der sumpfigen Wälder preisgegeben waren.

Brasilien hat doch wahrlich Distrikte, Staaten genug, in denen der junge Ansiedler die beste Aussicht hat, bald festen Fuß zu fassen! Rio Grande do Sul, Santa Catharina, Paraná, die drei Südstaaten mit ihrer zahlreichen Bevölkerung germanischer Abstammung, sind Auswanderungsziele, denen der Deutsche, wenn er denn einmal fort von hier will, ohne Bedenken entgegensteuern darf. Auch São Paulo und mancher Distrikt von Minas Geraes bieten die günstigsten Ansiedlungen. Daß auch unter Umständen noch weiter nach dem Äquator zu gelegene Bezirke dem europäischen Siedler keine allzu großen Schwierigkeiten bereiten, davon zeugen Petropolis, die deutschen Kolonien in Espirito Santo und andere.

Aber der Kolonist oder vielmehr der es werden will, soll nicht bloß gut informiert sein, bevor er hinausgeht, sondern er soll auch darauf vorbereitet sein, indem ihn in den von mir als günstig bezeichneten Bezirken Fehlschläge treffen können, die er besonders in der ersten Zeit empfindet und die er nur dann schnell zu überwinden vermag, wenn er nicht mittellos in das neue Land hineingekommen ist. Wir müssen von unseren Auswanderern verlangen, daß sie außer dem Geld für die Reise auch noch einen nicht allzu knapp bemessenen Reservegroschen mit hinübernehmen, denn in den Monaten bis zur ersten Ernte kann man von der balsamischen Luft und dem goldenen Sonnenschein allein selbst in Brasilien nicht leben! Freilich bietet sich den jungen Kolonisten einige Gelegenheit, durch Beteiligung an Wegebauten sich etwas zum Lebensunterhalt zu verdienen; aber allzu reich ist das nicht bemessen, besonders wenn noch einige Kinder im Haushalt mit zu ernähren sind und auch später ist

manchmal ein kleiner Geldzuschuß erforderlich und recht angenehm. Es ist darum nicht richtig, wenn man gänzlich mittellos hinauszieht. Jedenfalls würde dann die Zeit der Prüfungen und Entbehrungen desto länger dauern, und es könnte sich in dem Herzen des Mannes das Gefühl der Enttäuschung und Erbitterung über die über ihn hereingebrochene Not und die Angst vor der Zukunft so festsetzen, daß ihm aller Schaffensmut verloren geht. Ein kleiner Reservefond stärkt ihm das Vertrauen auf die Zukunft.

Unsere Auswanderer haben hier in Deutschland in der Regel eine ganze Reihe von Jahren einen regelmäßigen Schulunterricht genossen und sich vertraut gemacht mit den Produkten deutscher Kultur, deutscher Industrie, deutschen Fleißes des Geistes und des Körpers. Diesen Schatz an Wissen nehmen sie mit hinüber in die neue Welt und diesen Schatz müssen sie — das ist eine weitere Vorbedingung für die Auswanderung, soll sie zum Segen gereichen — zu erhalten bestrebt sein und ihn ihren Kindern zu vererben suchen. Die Erhaltung des deutschen Wesens, der deutschen Sprache, deutschen Fühlens und Denkens soll eifrig gepflegt werden auch drüben im brasilianischen Urwalde. Man kann trotzdem und gerade deswegen ein recht guter Bürger des neuen Heimatlandes werden! Diese Erhaltung des Deutschtums ist natürlich am leichtesten, wenn der junge Ansiedler unter Stammesgenossen kommt. Ich verweise deshalb auf die Kolonien Hansa im Staate Santa Catharina und Neu-Württemberg und Xingú in Rio Grande do Sul, alles Siedlungen, die von deutschen Besitzern verwaltet werden. Aber auch die brasilianische Regierung hat Kolonien geschaffen, die wenigstens auch zum größten Teile für Kolonien germanischer Abstammung reserviert sind, neben anderen, die von Einwanderern der verschiedensten Herkunft besiedelt werden. In solchen Kolonien ist es dann nicht allzu schwer, deutsche Schulen, deutsche Kirchen zu schaffen und damit die Garantie für die Erhaltung des Deutschtums. Und ich möchte sagen: Damit auch die Garantie für ein gutes Vorwärtskommen, denn der Deutsche bleibt nur dann im Besitze seiner schönen Eigenschaften des Fleißes, der Ausdauer, des Strebens nach vorwärts und wie sie alle heißen, wenn sein Herz deutsch bleibt; und er wird auch nur dann ein guter Brasilianer, wenn er es wird als Deutsch-Brasilianer. Unser verehrter Herr Vorsitzender Exzellenz Itiberê da Cunha hat es ja gestern auch betont, wie hoch der deutsche Mitbürger seines schönen Vaterlandes Brasilien von ihm geschätzt wird, und mit ihm von allen gebildeten Brasilianern, denen die gute Entwicklung ihres Landes am Herzen liegt. Spöttisch und mitleidig aber blicken sie auf den herab, der seine gute deutsche Abstammung zu verleugnen sucht, der da trachtet, fremdes Wesen nachzuäffen, ohne es zu verstehen und ohne es darum würdigen zu können. Ein solcher Wicht wird nie ein Brasilianer werden, wenigstens keiner, auf den Brasilien stolz sein dürfte! Bleibt deutsch in eurem Herzen, deutsch in eurer Sprache, deutsch in euren Kindern und Kindeskindern, so rufe ich denen zu, die in Brasilien sich eine neue Heimat gründen möchten; und ihr werdet gute und geschätzte Bürger des Landes werden, das euch gastlich die Hand entgegenstreckt. Daß es daneben notwendig ist, auch die portugiesische Sprache baldigst zu erlernen, und daß man bestrebt sein muß, auch brasilianische Art verstehen und würdigen zu lernen, brauche ich an dieser Stelle kaum zu deuten, denn es ist selbstverständlich. Ist es doch die Vorbedingung dafür, daß aus den verschiedenartigen Teilen, die die Bevölkerung Brasiliens ausma-

chen, heraus- und zusammenwächst die große brasilianische Familie, die die reichen Schätze des Landes gemeinsam genießen soll. Würdige Glieder dieser glücklichen Familie zu werden, wünsche ich von ganzem Herzen allen Auswanderern!

Aus aller Welt.

Die Arbeit der Reichspost. Nach amtlichen Statistiken erreichte die Zahl der Briefsendungen im Jahre 1911 bei der Reichspost fast die Zahl von 6.100.000.000, dazu kamen (in runden Ziffern) ... 2.100.000.000 Zetlungen und außergewöhnliche Beilagen, 274 Millionen Paket- und Geldsendungen. An Telegrammen wurden 58 Millionen befördert, Telefongespräche wurden 1.800.000.000 vermittelt. Welch riesigen Aufschwung die Arbeit bei der Reichspost genommen hat, mögen die Zahlen aus dem Jahre 1896, also vor 15 Jahren, zeigen. Befördert wurden damals fast $2\frac{1}{2}$ Milliarden Briefe und Karten, 1 Milliarde Zeitungen, 152.000.000 Paket- und Geldsendungen, 35 Millionen Telegramme, die Zahl der Fernsprechgespräche betrug 560 Millionen.

Parseval bleibt unstarr. Entgegen der Meldung der „Tgl. Rudsch.“ erklärt die Parsevalluftschiffbau-Gesellschaft in Bitterfeld, daß sie am unstarren System festhalten werde, das sich bisher trefflich bewährt habe. Außer für Japan, wo der „Parseval“ soeben seine Probefahrten glänzend bestanden hat, wird die Gesellschaft demnächst für andere fremde Mächte drei Luftschiffe liefern.

Deutsche Kunst im Auslande. Nach brieflichen Nachrichten, die aus Buenos Aires eingetroffen sind, hatte die dort von der „Gesellschaft für deutsche Kunst im Auslande“ veranstaltete erste Kunstausstellung einen vollen Erfolg zu verzeichnen, der vor allem ihrem Begründer und Vorsitzenden der Auswahlkommission, Maler Professor O. H. Engel zu verdanken ist. Die Ausstellung wurde am 7. Juli durch den kaiserlich deutschen Gesandten, Minister von dem Busche-Haddenhausen, im Beisein mehrerer auswärtiger und argentinischer Minister und der dortigen Gesellschaft eröffnet. 900 Personen hatten sich zu dieser Feier eingefunden. Die deutsche Kolonie war nahezu vollzählig vertreten. Die vom deutschen Klubhause zur Verfügung gestellten Räume hatten der dortige Leiter der Ausstellung, Kunsthändler Müller und der Berliner Maler Heinrich Hellhoff sehr wirkungsvoll hergerichtet. Es wurde nach dem einstimmigen Urteil der dortigen Presse, die des Lobes voll ist, nur wirklich gute, ernste Kunst gezeigt. Der Erfolg ist auch nicht ausgeblieben. Bereits in den ersten Ausstellungstagen wurden 37 Kunstwerke verkauft. Darunter Gemälde von Bachmann-Berlin, Bertelsmann-Worpswede, Bracht-Dresden, Kampmann-Karlsruhe, Löwith-München, v. Marr-München, K. H. Müller-München, v. Ravenstein-Karlsruhe, Sieck-München, v. Stuck-München, Vorgang-Berlin und Mühlhauer-München. Die Beschicker sowohl wie die Ausstellung selbst können mit diesem ersten Erfolge zufrieden sein, und es ist unter den in Buenos Aires lebenden Deutschen und kunstsinigen Argentinern der lebhafteste Wunsch, dieser ersten Ausstellung bald eine andere folgen zu lassen.

Die Konzentration der französischen Flotte. Der vom „Echo de Paris“ über die neueste französische Flottenverschiebung interviewte Vizeadmiral Germinet, der ehemalige Kommandant des Mittelmeergeschwaders, äußerte sich in durchaus zustimmendem Sinn über die Maßnahme, die er als eine sehr glückliche Idee bezeichnete. Es sei falsch, so fügte er hinzu, daß Frankreich auf diese Weise nur das Spiel Englands erleichtere und die indische Route

sichere. England sichere dafür Frankreichs Nordküsten und Frankreich sichere seinerseits seine Verbindung mit Algier und Tunis, was für den Kriegsfall von ausschlaggebender Bedeutung sein könne. Als seine eigene Meinung fügte Germinet hinzu, er sei fest überzeugt, daß England und Frankreich gleich nach der Kriegserklärung den Pas de Calais als ihre territorialen Gewässer betrachten und demgemäß eine Erklärung an die neutralen Mächte richten würden, wonach das Passieren des Ärmelkanals verboten sei. Dies sei zum Schutze der französischen Küsten unbedingt erforderlich. Die ganze französische Seeverteidigung im Norden werde sich in Dünkirchen konzentrieren, dem am meisten nach Nordosten vorgeschobenen Posten Frankreich. Was den Kampfwert der französischen Schiffe anlange, so sei die Behauptung unrichtig, daß die neue französische Mittelmeerflotte selbst nach ihrer Verstärkung durch das dritte Geschwader den vereinigten Streitkräften Italiens und Oesterreichs absolut überlegen sei. Der Wert der neu hinzukommenden sechs Schiffe des dritten Geschwaders sei sehr relativ, doch gelte das gleiche auch von vielen Schiffen des mutmaßlichen Gegners. Die Hauptsache liege in dem Vorteile des einheitlichen Kommandos, das nun erreicht sein werde. Andererseits dürfte man sich nicht verhehlen, daß der jetzige Stand der französischen Schlachtflotte unter der englischen, deutschen, amerikanischen und selbst der japanischen rangiere. Die Dantons seien keine eigentlichen Dreadnoughts, sondern nur Semi-Dreadnoughts, wie man sie in England bezeichnet habe und dies wegen ihrer geringen Bestückung mit schweren Geschützen. Im Jahre 1913 werde Frankreich nur zwei eigentliche Dreadnoughts und drei Semi-Dreadnoughts haben, die vereinigte italienisch-österreichische Flotte dagegen sieben Dreadnoughts und drei Semi-Dreadnoughts. Was endlich die Pulverfrage anlangt, so meinte der Admiral, er erhoffe eine Besserung; sicher werde sie eintreten, wenn man das staatliche Pulvermonopol aufhebe und der Privatindustrie Gelegenheit gäbe, sich an der Pulverlieferung zu beteiligen.

Unter der Kriegsentschädigung an Deutschland leiden dem Pariser „Matin“ zufolge noch heute neun arme französische Gemeinden an der Mosel. Um die fünf Milliarden möglichst rasch aufzubringen, wurden damals die einzelnen Gemeinden, nach Kopfbzahl und Wohlstand berechnet, mit entsprechenden Summen belastet, die sie nach und nach an die Staatsregierung abzahlen sollten. Die betreffenden neun Gemeinden konnten die auf sie entfallenden Anteile nicht ganz tilgen, ein Dorf von 150 Seelen hat noch 900, ein anderes mit 1315 Einwohnern noch 14.000 Franken zu zahlen. Da die Abzahlung der Kriegssteuer jede Aufwendung für kommunale Zwecke verhindert, so baten die neun Ortschaften kürzlich die Regierung, ihnen den Rest der Schuld zu schenken.

Für 30 Millionen falsche Rubelnoten. Im vorigen Jahre konstatierten die russischen Banken, daß eine große Anzahl falscher Banknoten sich im Umlauf befände. Die russische Regierung mußte für zwei Millionen Rubel falscher Noten aus dem Verkehr ziehen. Etwa 70 Personen wurden wegen Ausgabe falscher Rubelnoten verhaftet. Es gelang der russischen Polizei, festzustellen, daß diese Fälschungen in Frankreich hergestellt wurden. Man hat jetzt die Fabrik der Fälschmünzer in Nizza entdeckt. Bei der Durchsuchung einer Villa fand die Polizei eine maschinelle Einrichtung zum Druck russischer Banknoten, die 1500 Kilo wog. Man entdeckte außerdem 150.000 fertige falsche 100-Rubelnoten, die eine Summe von über 30 Millionen Rubel darstellen. Die Bewohner dieser Villa waren, als sie die Verhaftung einiger Genossen in Rußland erfahren hatte, ver-

schwunden. Ihre Spuren führten nach Paris, und hier hat die Polizei den 38jährigen Robert Lewenthal und dessen Geliebte Amalie Wolodko verhaftet. Man fand in den Wohnungen der Festgenommenen mehrere vollständige Falschmünzereinrichtungen.

Hohe Autographenpreise. Bei Sotbeby in London kamen unlängst einige ungewöhnlich interessante Autographen zur Versteigerung, die hohe Preise erzielten. Den Gipfel bildete ein Brief Oliver Cromwells, den er im Januar 1643 geschrieben hat. Er fürchtete damals einen Einfall und mahnt in diesem charakteristischen Briefe: „Beschleunigen Sie Ihre Pferde, ein paar Stunden können alles verderben.“ Dieser Brief wurde mit 7600 Mark bezahlt. Eine Urkunde, die die Unterschrift der Maria von Schottland trägt, brachte 4100 Mark, eine Mitteilung der Königin Elisabeth an Sir Nicholas Throckmorton, „geschrieben mit meiner eigenen kritzigen Hand“ diesen 23. Tag des Juli“, wurde mit 4300 Mark bezahlt. Der erste Brief Byrons nach dem Tode Shelleys brachte einen Preis von 5100 Mark und zwei Handschriften von Gedichten von Burns erreichten 3040 und 3800 Mark.

Von Ballvergnügungen amerikanischer Millionäre. Newport, die fashionabelste Sommerfrische der New Yorker Millionäre, hat an prunkhaften Gesellschaftsveranstaltungen keinen Mangel, aber einen so glänzenden Ball, wie ihn in den letzten Wochen Frau Stupoesant Fish mit einem Kostenaufwand von 400.000 Mark veranstaltete, hat man auch in diesem anspruchsvollsten Gesellschaftsmilieu bisher noch nicht erlebt. Der Ballsaal war durch die Kunst der Dekorateure in täuschender Echtheit zur Spiegelgalerie im Schlosse von Versailles verwandelt worden und von Lakaien und Pagen besetzt, die im Prunkkostüm der Zeit Ludwigs des Sechzehnten paradierten. Pagen und Spielleute schritten auch der Gastgeberin voran, als sie in der Rolle der Königin Marie Antoinette ihren Einzug in den Ballsaal hielt. Gleichzeitig wurde der Raum durch einen raffinierten elektrischen Beleuchtungseffekt in die zarte Beleuchtung einer Vollmondnacht getaucht, und aus dem Park stiegen über die Freitreppe Nymphen herauf, die die Gottheiten der Wälder und Wiesen und die Geister des Lichts und der Dunkelheit verkörperten. Sie durchbrachen die Reihen der Pagen und ließen eine Anzahl schneeweißer Tauben fliegen, die verängstigt unter den Gästen herumflatterten. Dann wurden Hunderte von buntfarbigen Schmetterlingen freigelassen, die, vom elektrischen Licht getäuscht, die Gäste umgaukelten und eine leichte Beute der nach ihnen haschenden Händen wurden. Vorführungen eines russischen Ballets gingen dem eigentlichen Ball voraus, bei dem drei Orchester zum Tanz aufspielten.

Aus China. In der Nord-Mongolei haben chinesische Truppen ein schreckliches Gemetzel angerichtet. Nachdem die Mongolen auf Taonanfu zu marschiert sind, haben die Chinesen ganze Dörfer verbrannt und Frauen und Kinder grausam niedergemetzelt. — Die Regierung bildet aus Leuten der Provinzen Anhui und Hupeh unter dem Wahlspruch „Zum Sterben bereit“ Truppen, die gegen die Mongolen marschieren sollen.

Vom Giftmörder Hofrichter. Vor dem Bezirksgericht fand kürzlich der dritte und letzte Versöhnungstermin in der Ehescheidungssache des Oberleutnants Hofrichter statt. Entgegen seinem bisherigen Standpunkt erklärte Hofrichter, er sei prinzipiell mit einer Ehescheidung einverstanden, aber nur unter der Bedingung, daß das Kind seinen Namen behalte und mit seiner Familie in Verbindung bleibe. Als Frau Hofrichter erklärte, daß sie die Ehe mit Hofrichter nicht fortsetzen könne, zog die-

ser ein Gebetbuch hervor, bei dem er seiner Gattin geschworen hatte, daß er an dem Giftmord unschuldig sei, und fragte seine Frau, ob sie sich nicht erinnern könne, welche Bewandnis es mit dem Gebetbuche habe. Frau Hofrichter sagte: „Ich weiß es, aber trotzdem kann ich meinen Entschluß nicht ändern!“ Hofrichter beteuerte darauf nochmals seine Unschuld. Frau Hofrichter wurde bei dieser Szene ohnmächtig.

Wo liegt die „Titanic“? Jüngst führte ein französischer Gelehrter aus, die „Titanic“ habe bei ihrem Untergange nicht den senkrechten Weg in die Tiefe innegehalten, sondern sei durch Wasserströmungen abgelenkt und könne etwa in verhältnismäßig flachem Wasser bei der Neufundland-Bank gestrandet sein. Diese Ansicht ist auch in deutschen Blättern wiederholt worden. Sie ist aber, wie ein Mitarbeiter des „Kosmos“ ausführt, falsch: alle wissenschaftlichen Erwägungen sprechen dafür, daß die „Titanic“ nahezu senkrecht versunken ist. Die im Schiffskörper eingeschlossene Luft kann das Sinken nicht so verzögert haben, wie es zu einem langen Treiben unter Wasser nötig wäre. Schon in verhältnismäßig geringer Tiefe hatten sämtliche eisernen Absperrflächen einen außerordentlich großen Wasserdruck auszuhalten: bereits bei 60 Metern beträgt der Druck auf den Quadratdezimeter zwölf Zentner. Starke, mit Luft gefüllte Metallröhren, die man versuchsweise in solche Tiefen versenkt hat, zeigten sich beim Herausheben zusammengebogen und zerquetscht, als wären sie aus weichem Wachs. Ähnlich muß der Wasserdruck auf den Schiffskörper gewirkt haben. Mit zunehmender Tiefe preßte der gewaltige Druck das Wasser durch die feinsten Fugen und Ritzen in alle Hohlräume und verdrängte so die Luft. Der Auftrieb der Holzteile wurde natürlich durch das gewaltige Gewicht der massiven Maschinenteile mehr als ausgeglichen. Auch der letzte Einwand gegen das rasche Versinken des Schiffes, daß nämlich in großer Tiefe das Wasser selbst eine hohe Dichte habe und daher Körper, die an der Oberfläche schwerer als Wasser sind, am Weiter-sinken hindere, ist nicht stichhaltig. Denn es erreicht in Tiefen von 6 bis 7 Kilometern die Dichte des Wassers nicht einmal die eines gewöhnlichen Gesteins, geschweige denn die des Eisens.

Ein schweizerischer Sozialist erhielt vom deutschen Kaiser eine Busennadel. Es handelt sich um den Rechtsanwalt Enderli, der ein bekannter Sozialdemokrat ist, aber als berittener Schützenoffizier mit mehreren andern den Wagen des Kaisers zu eskortieren hatte. Da der Monarch den Herren dieses Dienstes Busennadeln überweisen ließ, konnte er in Anbetracht der freien schweizerischen Verhältnisse mit dem einen keine Ausnahme machen.

Nach der drahtlosen Telegraphie die drahtlose Telephonie. Seit der furchtbaren Katastrophe des Riesendampfers „Titanic“, bei dessen Untergang im April d. J. 1600 Menschen ihr Leben lassen mußten, sind die Erfinder bemüht, die drahtlose Verständigung in Seenot befindlicher Schiffe mit dem Festlande oder mit anderen Dampfern zu verbessern. So wird jetzt seitens der Marconigesellschaft erklärt, daß diese einen Apparat erfunden habe, durch den es in Zukunft ermöglicht wird, sich anderen Schiffen bemerkbar zu machen, auch wenn der Beamte nicht am Apparat sitzt. Das die Botschaft empfangende Schiff kann mittels des neuen Apparates, der auf der Basis der drahtlosen Telephonie konstruiert ist, sofort die Lage des anrufenden Dampfers feststellen. Bisher ist es der Marconigesellschaft gelungen, drahtlose telephonische Meldungen bis auf eine Entfernung von 180 Seemeilen zu versenden.

Katastrophe auf einer Motor-Rennbahn in Amerika. Aus New York wird gemeldet, daß sich in Newark (New-Yersey) das bisher schwerste Motorradunglück in der Sprotchronik der Union ereignet hat. Bei einem Motorrad-Wettfahren machte der Fahrer Eddie Hasha verzweifelte Anstrengungen, seinen Gegner John Albright am oberen Rande des untertassenförmigen Fahrplatzes zu überholen. Beide waren bekannte Motorfahrer, die viele Rekorde hielten. Als Hasha mit einer Geschwindigkeit von 150 Kilometer in der Stunde dahin sauste, sprang sein Rad über das Schutzgelenk in die Zuschauermenge hinein. Hasha selbst wurde auf die große Tribüne geschleudert, wo er fast zu Füßen seiner Gattin tot niederfiel; sein Rad brachte auch Albrights Maschine zum Sturze, der ebenfalls getötet wurde. Von den Zuschauern kamen sechs Personen ums Leben und ungefähr zwanzig wurden zum Teil sehr schwer verletzt.

Memoiren des Papstes. Der vatikanische Korrespondent der „Perseveranza“ berichtet, daß der Papst vor kurzem begonnen habe, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Mehrere hundert Seiten seien bereits fertig, es werde aber natürlich nicht an eine Veröffentlichung gedacht, sondern das gesamte Werk sei bestimmt, im vatikanischen Archiv niedergelegt zu werden, aus dessen Verborgenheit es vielleicht erst nach Jahrhunderten werde gezogen werden.

Aeroplanunglück eines italienischen Offiziers. Der Militärflieger Arista machte in Gozzano am Ortsee auf einem neukonstruierten Aeroplan in Anwesenheit zahlreicher Zuschauer einen Aufstieg. Als er am Schluß seiner Versuche im Gleitflug landen wollte, überschlug sich der Aeroplan. Es gelang dem Flieger, sich aus dem Führersitz zu befreien und sich an einem Flügel festzuhalten. Der Aeroplan stürzte mitten in die fliehende Zuschauermenge. Drei Personen wurden schwer verletzt, einem siebenjährigen Knaben wurde der Kopf durch die Luftschraube abgerissen.

Der englische Militärwettbewerb für Flugzeuge. Die Resultate des vom englischen Kriegsministerium veranstalteten Wettbewerbs für Aeroplane, dem von der Ungunst der Witterung so übel mitgespielt wurde, sind bekanntgegeben worden. Oberst Cody erhielt mit 80.000 Mark den ersten Preis in der offenen internationalen Konkurrenz der Armeeaeroplane. Der Deperdussin-Eindecker erhielt als zweiten Preis 40.000 Mark. Cody erhielt außerdem den 20.000-Mark-Preis für englische Untertanen, die sich mit in England fabrizierten Maschinen (mit Ausnahme des Motors) an dem Wettbewerb beteiligten.

Vier Soldaten bei einem Vitriolattentatschwer verletzt. In Lille wurde vor einer Kaserne ein Vitriolattentat verübt. Ein Telegramm meldet hierüber: Als vier Soldaten die Kaserne verlassen wollten, stürzten sich plötzlich eine junge Frau auf einen von ihnen, ihren früheren Liebhaber, und goß ihm Vitriol ins Gesicht. Der Soldat wurde schwer verletzt. Im Augenblick des Attentats schlug der Soldat der Frau die Flasche aus der Hand. Hierdurch wurden auch die übrigen drei Soldaten von der Flüssigkeit getroffen und schwer verbrannt. Alle vier mußten ins Krankenhaus gebracht werden. Die Frau wurde verhaftet.

Die letzte Spur eines unbekannten Wracks hat im Aermelkanal ein an der Westküste der Insel Guernsey tätiger Lotse entdeckt. Er fand dicht bei den Klippen von Hanois den Schornstein eines untergegangenen Dampfers. Nur bei ungewöhnlich tiefer Ebbe wird der Schornstein, der von Seepflanzen überwachsen ist, sichtbar. Der Dampfer

muß wohl vor vielen Jahren untergegangen sein, denn niemand kann sich eines Schiffbruches in dieser Nachbarschaft erinnern. Masten sind nicht sichtbar.

Die größte Zündholzfabrik der Welt. In der Massenproduktion von Streichhölzern hält nicht Amerika, sondern Schweden den Rekord. Dort beschäftigt sich im Bezirk Skaraborg-Län eine ganze Stadt, das 3300 Einwohner zählende Tidahom, mit der Herstellung von Zündhölzern. Die sämtlichen Bewohner der Stadt arbeiten fast ausnahmslos in den Werkstätten des „Vulkan“, der größten Zündholzfabrik der Welt. Sie verarbeitet jährlich etwa 600.000 Kubikfuß Holz, das sie zu den kleinen mit der entzündlichen Masse versehenen Stäbchen verwandelt. Die mittlere Tagesproduktion beträgt 200 Millionen Streichhölzer, d. i. 73 Milliarden im Jahre. 300 durch Elektrizität betriebene Maschinen schneiden und etikettieren täglich mehr als 900.000 Schachteln. Das Gewicht dieser Etiketten allein beträgt jährlich die Höhe von 124.000 Kilogramm.

Truppenmeutereien in Portugiesisch-Westafrika. Ueber Lissabon wird von einem Aufstande portugiesischer Truppen in Angola (Westafrika) berichtet. In Huile meuterte das 3. portugiesische Infanterieregiment und tötete zwei Leutnants und mehrere Unteroffiziere. Auch Kapitän Arerobas soll das Leben eingebüßt haben. Die Rebellen nahmen das Fort und dessen Geschütze in Besitz und bereiteten sich zur Verteidigung vor. Die benachbarten Orte wurden von ihnen geplündert. Die Regierung entsandte eine starke Abteilung Infanterie und vier Batterien gegen die Rebellen, die sich nach einem blutigen Kampfe ergaben.

Ein neues Kaiserbild auf deutschen Münzen. Aus Berlin wird berichtet: Wie die „Tägl. Rundschau“ erfährt, besteht die Absicht, vom 25jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms anfangen, ein neues Kaiserbildnis auf den Gold- und Silbermünzen zu prägen. Das Bild auf den jetzigen Münzen stammt aus dem Beginn der Regierungszeit des Kaisers und stellt ihn in entsprechend jugendlichem Alter dar. Es soll nun ein neues Porträt des Kaisers aufgenommen werden, womit der Medailleur Professor Sturm betraut ist. Mit der Ausführung des neuen Bildnisses dürfte bald begonnen werden. Es soll sich von dem alten dadurch unterscheiden, daß Hals und Brust des Bildes bekleidet sind, und zwar mit Gardekürassier-Uniform.

Neuestes aus der Schweiz. Beim Wahlkampf in der Stadt St. Gallen um das neue Bezirksrichteramt siegte der Liberale Dr. Herold mit 2828 Stimmen, während auf den sozialdemokratischen Kandidaten, Arbeitersekretär Koch, 1078 Stimmen fielen.

— Eine furchtbare Bluttat hat sich in Hub bei Romanshorn ereignet. Der 25jährige Hermann Schwarz, Soldat des Bat. 75, der schon seit längerer Zeit Spuren von Geisteskrankheit gezeigt hatte, wurde aus diesem Grunde aus dem Militärdienst gleich nach dem Einrücken wieder entlassen. Leider ließ man ihm das Ordonnanzgewehr. Er kaufte sich auch noch eine große Menge Patronen dazu. Als er nach seiner Rückkehr Radau schlug, riefen die Nachbarn die Polizei. Den zwei Polizisten konnte sich aber Schwarz entwinden, worauf er sich in sein Zimmer einschloß. Nun holten die Polizisten einen Metzgerburschen aus der benachbarten Metzgerei zu Hilfe. Als sie aber die Türe aufmachen wollten, krachten mehrere Schüsse und der Metzgerbursche fiel, von Kugeln durchbohrt, zu Boden. Nun begann Schwarz auf alle Näherkommenden zu schießen. Er erschoss einen jungen Italiener, einen

Kohlenarbeiter Weber, den Milchhändler Keller, den Schriftsetzer Thommen, einen Zimmermann und verletzte die zwei Polizisten, den Dampfschiffheizer Gsell und einen Kohlenarbeiter durch Gewehr- und Revolverschüsse schwer. Es wurde Sturm geläutet und jetzt flüchtete Schwarz durch das Fenster ins Freie und in den Wald. Nach einer angstvollen Nacht ertönte am folgenden Mittag neuerdings Feueralarm. Die Feuerwehr und die Bürgerschaft wurden zur Verfolgung des Flüchtigen aufgeboten. Bei dieser Durchstreifung gelangte der 36jährige Küfer Enderli in die Nähe des Schwarz und wurde von diesem erschossen. Endlich gelang es den Verfolgern, Schwarz durch Schüsse so zu verletzten, daß er sein Gewehr fortwarf und überwältigt werden konnte. Beinahe hätte ihn die wütende Volksmenge gelyncht. Es wurden ihm noch über 90 Gewehr- und 150 Revolverpatronen abgenommen. Schwarz wurde zur Beobachtung seines Geisteszustandes in die Irrenanstalt Münsterlingen verbracht. Er ist der Sohn eines Ausländers und einer schweizerischen Mutter, später im Heimatsort seiner Mutter, in Gotthaus eingebürgert. Er wohnte in Romanshorn bei seiner Mutter und Schwester, arbeitete als Handlanger und galt immer als brutaler, gefährlicher Mensch. In letzter Zeit hatte seine Schwester dem Gemeindeammannsamt Romanshorn mitgeteilt, daß er böartiger zu werden beginne. Man scheint aber leider die Sache nicht als so gefährlich betrachtet zu haben. Die Todesopfer des Geisteskranken sind: Fritsch Anton, Metzgergeselle aus Vorarlberg, Dalfarra, Italiener, angestellt im Romanshorne Gaswerk, Pedrollo, ein 18jähriger Italiener, Rud. Thommen, Schriftsetzer, geboren 1887, Angestellter der „Bodensee-Zeitung“, Keller-Müller Friedr., geb. 1873, früher Milchhändler, dann Wirt in Salmsach, Kohlenarbeiter und Tagelöhner Weber aus Eschenz, 40 Jahre alt, Jak. Enderli, Küfer, Vater einer zahlreichen Familie. Verwundet wurden: Schiffsheizer Gsell, Polizeikorporal Stäheli von Neukirch, Postangestellter Hugelshofer, Maurer Spinelli, Tagelöhner Hauser und Hauser und Gaswerksdirektor Bohrer. Die Getöteten hinterlassen 13 bis 14 Waisen. Es wurde für die Hinterbliebenen eine Sammlung eingeleitet. Auch dürfte die Carnegie-Stiftung für Lebensretter in diesem traurigen Falle in Anspruch genommen werden. Die Verletzungen, die Schwarz erlitten hat, sind ungefährlicher Natur. Seine Mutter wurde infolge der Aufregung über die Katastrophe schwer krank.

Neuestes aus der Schweiz. Bei Escher, Wyß u. Cie., Zürich, wird eine Dampfturbine fertiggestellt, welche der Leistung nach zu den allergrößten bisher gebauten Dampfmaschinen zu zählen ist. Sie ist für die Zentrale Essen des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes bestimmt. Die Konstruktion dieser Dampfturbine ist die gleiche wie diejenige der bisher von Escher, Wyß u. Cie. in einer Anzahl von 225 Stück für eine Gesamtleistung von nahezu einer halben Million Pferdestärken gebauten normalen Zölly-Dampfturbinen. Für die normale Leistung von 22.000 Pferdestärken verbraucht die Turbine einschließlich der für die Kondensation erforderlichen Hilfsmaschinen ca. 95.000 Kubikmeter Dampf pro Stunde. Die täglich zu verfeuernden Kohlen repräsentieren in Essen, wo wegen der Nähe der Kohlenlager dieses Feuerungsmaterial billig ist, immerhin einen Wert von etwa 5000 Mark; in Zürich wären für dieses Brennmaterial täglich etwa 11.000 Franken zu verausgaben.

— Die schweizerischen Gewerkschaften haben pro 1911 um 2775 Mitglieder zugenommen; sechs Verbände verzeichnen einen Rückgang von 10 bis 67 Prozent. Die Zahl der weiblichen Mitglieder stieg von 5043 auf 6848. Am meisten Zuwachs hatten die Verbände der Schneider, der Handels- und Trans-

portarbeiter, der Coiffeurgehilfen, Lithographen, Uhrenarbeiter, Lebens- und Genußmittelarbeiter. Der Metallarbeiterverband ist von 17.824 auf 14.171 Mitglieder zurückgegangen.

— Nach heftigem Wahlkampf wurde mit 18.502 Stimmen der freisinnige Stadtrat Dr. G. Keller in Aarau mit Hilfe der Konservativen und des Bauernbundes an Stelle von Bundesrat Schulthess zum Ständerat gewählt; der offizielle Kandidat der freisinnig-demokratischen und Rheinkreispartei, Fabrikant Dr. Attenhofer in Zurzach, blieb mit 13.959 Stimmen in Minderheit.

— Das Strafergericht hat den Mitinhaber der früheren Firma Helfenberger u. Cie., Kolonialwaren en gros, den Kaufmann Otto Helfenberger von Basel, nach zweitägigen Verhandlungen wegen leichtsinnigen Bankrotts zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Bei dem Konkurs sind zirka 650.000 Franken an Forderungen verloren gegangen. Helfenberger wird wahrscheinlich gegen das Urteil appellieren. Die Firma Helfenberger galt als das größte Kaffeesgeschäft der Schweiz und ihr Zusammenbruch im Jahre 1911 erregte allgemeines Aufsehen. Nach der Erklärung der Zahlungsunfähigkeit schied der eine Teilhaber freiwillig aus dem Leben.

Wo zahlt man die meisten Steuern? In der belgischen Kammer legte der Abgeordnete von Lüttich, Hector Denis, eine Statistik vor, in der genau berechnet war, wie sich die Steuerlasten in den verschiedenen Ländern Europas darstellen. Das Ergebnis ist für Deutschland nicht ungünstig. Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen nämlich nach dieser Liste: England 82,06 Franken, Frankreich 78,98 Fr., Holland 57,59 Fr., Oesterreich 49,05 Fr., Italien 45,04 Fr., Deutschland 43,37 Fr., Norwegen 42,60 Fr., Dänemark 41,70 Fr., Belgien 34,— Fr. Hoffen wir, daß die deutschen Staatsschatzmeister hier nicht ihren Ehrgeiz darein setzen, „Deutschland in der Welt voran“ marschieren zu lassen, sondern sich lieber mit dem letzten Platz begnügen.

Ein neuer Weltrekord im Dauerflug. Ein neuer Weltrekord wurde kürzlich von dem Aviatiker Fourni aufgestellt. Der Pilot war morgens kurz vor ½6 Uhr auf dem Flugfelde von Etampes aufgestiegen und landete abends kurz nach 7 Uhr. Insgesamt war er 13 Stunden 17 Minuten 17 Sekunden in der Luft geblieben, seine Leistung entspricht einer Distanz von 1010,9 Kilometer. Er erreichte eine mittlere Geschwindigkeit von 78 Kilometer in der Stunde. Bei seinem Fluge hatte Fourni mit heftigen Winden und Regenschauern zu kämpfen.

Der verlorene Ehering.

Humoreske von Robert Gavault.

Ich war anfangs allein im Kupee gewesen, auf einer Zwischenstation aber stiegen eine junge Dame und ein Herr ein.

Weder die junge Dame noch der Herr nahmen von mir Notiz. Sie schienen in bester Laune zu sein — die junge Dame mehr, weniger der Herr, der immer kürzere Antworten gab, dann die Augen schloß und einschlief. Wenigstens schien es so, denn die junge Dame schwieg plötzlich.

Der Zug hielt. Die Kreuzungsstation war erreicht. Die Reisenden nach dem Norden wechselten die Wagen, die anderen eilten zum Büfett, um die zehn Minuten Aufenthalt auszunützen. Auch meine reizende Nachbarin und der weniger reizende Herr aus dem Kupee beeilten sich, ihren wie es schien recht guten Appetit zu stillen.

Ich lief nachher rasch, denn es war die höchste Zeit, dem Wagen zu, um meinen Platz wieder einzunehmen. Vor mir mein Nachbar und meine schöne blonde Nachbarin, die bereits zur Türe unseres Wagens angelangt waren, als plötzlich die junge Dame einen Schrei ausstieß und, ehe noch ihr Gefährte, der mit einem Fuß schon im Kupee stand, es hindern konnte oder wollte, mit den Worten: „Andre, ich habe meinen Ehering im Waschraum gelassen!“ so nahe an mir vorbei stürzte, daß ich ein kleines Gepäckstück fallen ließ. — Im Augenblick, als ich es aufheben wollte — schrillte ein Pfiff, und der Zug, der noch eben gestanden hatte, setzte sich in Bewegung. Ich wollte rasch auf das Trittbrett springen, aber ein Bahnbeamter hielt mich zurück, und ebenso erging es der jungen Frau, und — weg war der Zug! Eine unangenehme Situation, — aus welcher mich eine Frau riß, die mir einen kleinen breiten Goldreif mit den Worten übergab: „Ich bin die Waschfrau und habe im Waschraum den Ehering Ihrer Frau gefunden.“

„Meiner Frau?“

„Ich dachte, daß die Dame, die den Ehering verloren hat, Ihre Frau ist.“

„Diese Dame? — Ach so! — Geben Sie jetzt den Ring her. Hier für Ihre Mühe!“

Nachdem sich die Waschfrau entfernt hatte, überreichte ich der Dame den Ring, dessen Verlust sie unglücklich zu machen schien. Beim Anblick des Wiedergefundenen glänzte ein Strahl des Glücks in ihren Augen, aber plötzlich rief die junge Frau:

„Himmel, mein Mann! Er ist fort!“

„Und mein Gepäck mit ihm,“ sagte ich ergänzend. „Fatal! In einem meiner Handkoffer und in der kleinen Handtasche befinden sich bedeutende Wertgegenstände. Wollen Sie,“ wandte ich mich an den Vorstand, „sogleich telegraphieren, daß meine gelbe Handtasche und das Gepäck in der nächsten Station aus dem Netz und in Verwahrung genommen wird, bis ich es abhole.“

„Wann geht der nächste Zug?“

„Morgen früh um halb sechs Uhr.“

Nun begann meine Schicksalsgefährtin zu rufen: „O Gott! Und mein Mann? Er wird untröstlich sein. Und ich? Wo bleibe ich?“

Ich begann die Arme zu trösten. Es bleibe nichts anderes übrig, als geduldig den Morgenzug abzuwarten, man müsse sich dem Unabänderlichen fügen. Ehe sie aber gehe, meinte sie, wolle sie ein beruhigendes dringendes Telegramm ihrem Gatten nachsenden, der es an der nächsten Haltestelle vorfinden werde. Nichts natürlicher: sie telegraphierte. Dann verließen wir das Stationsgebäude.

Das Städtchen an der Kreuzungsstation hatte nur ein einziges kleines Hotel. Der Hotelomnibus war noch da; ich öffnete die Tür und half der jungen Frau hinein. Bald waren wir an Ort und Stelle, und wir stiegen in den ersten Stock hinauf.

Es war ein ziemlich geräumiges Zimmer, behaglich erwärmt, gut eingerichtet. Ein Alkoven mit seidenen Vorhängen, im Fond — „hier für Madame,“ sagte der Kellner, sodann öffnete er eine Seitentüre, „dort für Sie, mein Herr.“

„Seien Sie unbesorgt,“ rief ich, sobald der Kellner weggegangen war und wies auf den Riegel. „Ich lasse Sie allein, bis das Essen bereitet ist.“

Ich schloß die Türe hinter mir. Es war ein enges Seitenstübchen, statt des Fensters ging eine Tür auf den Balkon.

Wenige Minuten später klopfte ich an ihre Türe.

„Herein. — Nun, sind Sie zufrieden?“

„Vollkommen. Bin ich nicht in Ihrer Nähe?“

Sie lachte: „Macht dieser Umstand Ihr Zimmer

behaglicher? Wollen wir jetzt nicht in den Speisesaal gehen?“

„Glauben Sie nicht, daß wir hier besser speisen? Das Zimmer ist so freundlich und gut erwärmt, der Speisesaal um diese Zeit so öde. Sehen Sie nur, wie das Feuer im Kamin einladend brennt!“

„Meinen Sie?“ fragte sie. Und in ihren Augen blitzte es schelmisch, fast boshaft. Dann trat sie vor den Spiegel, um einen Blick hinein zu werfen, während ich den Kellner rief und ihm zu decken befahl.

Wenige Minuten später war vor dem Kamin der Tisch gedeckt und wir ließen uns nieder. Es war so traulich; das flackernde Feuer, der gedeckte Tisch vor uns, das schimmerige Licht — eben wollten wir mit dem Essen beginnen, als laute Tritte im Korridor hörbar wurden und es klopfte.

„Rasch in Ihr Zimmer,“ flüsterte die Dame.

Ich eilte auf den Balkon. Durch das Fenster erblickte ich einen Mann, den Hut auf dem Kopfe, einen Reisesack in der Hand. An den Kamin sich lehnd, hob er abwechselnd je einen Fuß vor die Flamme. Er wärmte sich an meinem Feuer und ich erkannte — ihren Mann!

„Ich erwartete dich, Liebster,“ sagte die junge Frau: „ich war überzeugt, da Du, im Besitze meiner Deepsee, den Gegenzug benützen würdest, um rasch umzukehren. Und ich habe für alle Fälle zwei Couverts legen lassen.“

Sie setzten sich vergnügt, aßen das leckere Souper, das ich bereits mit meiner Rechnung bezahlt und er ließ sich auch den von mir bestellten und bezahlten besten Wein des Hotels gut munden. — Die Frau schien mich auf dem Balkon, wo ich elend fror und hungerte, vergessen zu haben. Als die Flasche geleert war, hatte sich der Mann, wie es schien, gründlich erwärmt, denn er war eben dabei, seiner Frau einen Kuß zu geben.

Nun hatte ich genug. Ich kletterte auf einen Nebenbalkon, von dort in ein leeres Zimmer, lief durch den Korridor und nahm rasch mit Hilfe des Kellners ein Zimmer im zweiten Stock. Da mein Magen schrecklich knurrte, ließ ich mir rasch zwei Brötchen geben — mehr war im Hotel nicht mehr vorhanden — und legte mich in's kalte Bett.

Als ich am nächsten Morgen geweckt wurde, hörte ich, daß das Paar bereits vor einer halben Stunde, nicht ohne vorher das Frühstück, das ich ja vorher bezahlt hatte, eingenommen zu haben, abgereist sei.

Auf der nächsten Station wollte ich dann meine Handtasche mit meinem Gepäck in Empfang nehmen.

„Bereits gestern vom Eigentümer, der sich durch ein Telegramm, das ihm seine Frau nachsandte, legitimierte, abgeholt.“ —

Das war also das Telegramm der jungen zurückgebliebenen Frau gewesen?

Die Blätter brachten bald folgende Notiz zur Warnung für Reisende: „Ein junges elegantes Paar, das gewöhnlich erster Klasse fährt, sucht während der Reise durch verschiedene Tricks das Handgepäck, Taschen usw. der Mitreisenden entweder ganz zu stehlen oder gelegentlich des Inhaltes zu berauben. Bestohlene sollen sich beim nächsten Polizeibureau melden.“ —

Ich habe die Anzeige lieber unterlassen, denn zu meinem Schaden hätte ich auch noch einen Krach mit meiner Frau bekommen. Denn wenn die wüßte, und wer die kennt

Feuilleton

Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(5. Fortsetzung.)

Sie stand unschlüssig, was zu tun sei und sah Tania an, erstaunt über die Schönheit des Mädchens. Was für schwermütige Augen sie hatte!

„Also Sie sind die Frau von Wladimir Wassilitsch?“

Die arme Tania traf diese Frage wie ein Dolchstoß. Wenn sie wüßte! dachte sie. Ich bin ja so schlecht, daß ich keinem Menschen mehr in die Augen sehen kann. Gott möge mir barmherzig sein.

„Ist Wladimir Wassilitsch freundlich gegen Sie? Reden Sie offen, liebes Kind, ich meine es gut mit Ihnen. Ihr Mann hat eine rücksichtslose Natur, die Ihre scheint sehr zart zu sein.“

„Wladimir Wassilitsch liebte mich schon, als ich noch ein Kind war; er rief mich zu sich und ich bin hergekommen und habe um seinetwillen Vater und Mutter verlassen. Er wird mich gewiß in Ehren halten.“

„Sie wissen, was er hier treibt?“

„Ich weiß es. Es ist furchtbar, aber es wird wohl notwendig sein, sonst würde er es nicht tun.“

„Sie haben ein starkes Vertrauen zu ihm.“

„Sollte ich ihm mißtrauen?“

„Hoffentlich ist seine Liebe zu Ihnen groß genug, Sie von allem fernzuhalten.“

„Wohin er geht, muß ich ihm folgen. Das ist meine Pflicht. Wenigstens darin will ich sein Weib sein, daß ich alles mit ihm teile.“

Ich möchte bloß wissen, dachte Anna Pawlowna, ob eine so große Leidenschaft unter den Frauen der Gesellschaft gefunden würde. Dabei sind die Empfindungen dieser Leute aus dem Volke so einfach. Wir müssen uns alles komplizieren, bei uns spielt alles in hundert Nuancen. Das Volk liebt und haßt. Alle Schattierungen und Färbungen fallen gänzlich fort. Beneidenswerte Menschen! Sie frug: „Kann ich mit Wera Iwanowna reden?“

„Wera Iwanowna ist mit Natalia Arkadijewna auf dem Lande. Aber wollen Sie nicht ins Haus treten?“

„Und Sascha?“

„Sascha ist hier. Wünschen Sie ihn zu sprechen?“

„Wo ist er?“

„In der Druckerei. Colja kann ihn rufen.“

„Das ist nicht nötig. Ich kann zu ihm gehen.“

„Es ist beschwerlich.“

„Was tut das? Rufen Sie nur jemanden, der mich hinführt.“

„Colja weiß Bescheid.“

„Wer ist dieser Colja?“

„Ein Knecht.“

„Ist es nicht gefährlich, ihm solche Geheimnisse anzuvertrauen? Wird der Mann treu sein?“

„Sie kennen ihn nicht.“ Und Tania mußte lächeln bei dem Gedanken, daß Colja nicht treu sein könnte.

Colja wurde gerufen und kam nach einer Weile angezottelt. Seit dem nächtlichen Kampf mit Wladimir Wassilitsch war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen; es war als habe er dabei eine schwere innere Verletzung davongetragen. Tania bemerkte sein verwandeltes Wesen kaum, obgleich er um sie her schlich wie ein treuer Hund.

„Das ist Anna Pawlowna, unsere Barina. Sie wünscht zu Sascha geführt zu werden. Eile dich!“

Während Colja sich beeilte, dachte er: So, das ist unsere Barina? Ei, der sollte man doch! Was hat sie ihre Seelchen freizugeben. Die guten Hunde müssen auch an der Kette liegen. Läßt man sie los,

Pianos *Blüthner*

das beste deutsche Fabrikat

Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo:

Barbosa & Lúchezi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO.

werden es schlechte Hunde, stehlen und beißen, stehen ihrem eigenen Herrn das Hammelfleisch. Will er sie hauen, beißen sie ihren eigenen Herrn ins Bein. Geschieht ihm schon recht, warum hat er den Hund von der Kette gelassen. Na warte, Anna Pawlowna, Täubchen!

Die Falltür ward aufgehoben; Anna Pawlowna stieg in die Tiefe, aus der ein mütter Lichtschein heraufdämmerte. Colja schloß hinter ihr zu.

„Bist du es, Wera?“

Er saß über seine Arbeit gebeugt und hob den Kopf nicht. Ueber ihm an der Wand hing eine Laterne, deren Schein voll auf seiner Gestalt lag. Anna Pawlowna fiel die Kraft dieser Gestalt auf; vor solchen Männern mußte das verweichlichte Geschlecht der entarteten Gesellschaft vergehen, solchen Männern gehörte die Zukunft.

Ohne sich umzuwenden, sprach Sascha weiter: „Also ihr seid wieder zurück? Setze dich. Ich bin gleich fertig. Nun, wie war's. Ist dieser Grischa wirklich ein solcher Prachtmensch? Ich mußte immer denken, wie er dir gefallen würde.“

„Lassen Sie sich bei Ihrer Arbeit nicht stören, Alexander Dimitritsch. Ich werde warten, bis Sie fertig sind.“ Und sie setzte sich auf die Kiste, darin sich die Dynamitpatronen befanden.

Sascha sprang auf.

„Sie sind's, Anna Pawlowna! Sie wagen es, hierher zu kommen? Wie gütig Sie sind! Und so mutig! Was wird Wladimir Wassilitsch sagen! Aber worauf sitzen Sie? Um Gottes willen, stehen Sie auf!“

Es war nicht die geringste Gefahr vorhanden, doch zitterte der Riese wie ein Kind und war ganz fahl im Gesicht geworden. Wera hatte er die Kiste ohne Bedenken als Sitz angewiesen.

„Warum erschrecken Sie so?“

„Stehen Sie auf!“

„Was befindet sich in dieser Kiste?“

„Sie ist voller Sprengstoff. Ihr Inhalt könnte den Kreml in die Luft sprengen.“

„Wirklich?“ Sie lächelte ungläubig, ohne ihren Sitz zu verlassen. Erst als Sascha sich ihr näherte, erhob sie sich. „Und diese Mittel sollen in Anwendung kommen?“ fragte sie, neugierig auf die Kiste blickend.

„Sie wurden nicht angefertigt, um unbenützt zu bleiben.“

„Wer verfertigte sie?“

„Ich.“

„Sie verstehen etwas von Chemie?“

„Genug, um Dynamit bereiten zu können.“

„Ist es schwer zu fabrizieren?“

„Nichts ist leichter.“

„Und mit so leichter Mühe können solche furchtbaren Wirkungen erzielt werden? Dann ist es mir unbegreiflich.“

„Daß der Nihilismus so lange gezaudert hat, sich des Dynamits zu bedienen, daß er damit nicht längst das halbe Rußland in die Luft gesprengt hat. Im Besitz solcher mörderischen Kräfte muß es nicht

schwer sein, Terrorist zu werden; eine einzige Patrone gelegt und entzündet, und man hat sich einen unsterblichen Namen erworben.“

Sie sagte das in einem leichten, beinahe leichtfertigen Tone; jedes andere Ohr als das Saschas hätte daraus die Ironie gehört.

Anna Pawlowna fuhr fort:

„Wann gedenkt Wladimir Wassilitsch von diesen Mitteln Gebrauch zu machen?“

„Das weiß ich nicht, das kommt darauf an. Aber wir werden wohl vorgehen müssen, sobald sich eine Gelegenheit bietet.“

„Das kann bald geschehen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Der Zar wird eine Reise nach Odessa unternehmen. Prinz Petrowsky begleitet ihn.“

„Ihr Gemahl? Mein Gott, welches Unglück!“

„Der Prinz kann gewarnt werden.“

„Ganz gewiß,“ rief Sascha erleichtert. „Gott sei Dank, daß er gewarnt werden kann. Es wäre sonst gräßlich.“

„Sie reden, als wäre bereits ein Plan entworfen!“

„Sie meinen ein Attentat auf das Leben des Zaren?“

„Nun ja.“

„Mir ist nichts davon bekannt. Aber ich weiß, daß die Unseren sich auf ein großes Ereignis vorbereiten.“

„Der Zar wird auch nach Moskau kommen.“

„Was für Nachrichten!“ rief Sascha und sah Anna Pawlowna an, entsetzt über deren Ruhe und Gleichgültigkeit.

„Der Prinz schrieb mir, daß er dem Zaren ein Fest geben müsse.“

„In ihrem Palast?“

„Ja.“

„Und das soll ich Wladimir Wassilitsch sagen?“

„Wort für Wort. Deshalb kam ich her.“

„Sie sind eine erhabene Frau. Verzeihen Sie mir meine Kühnheit, aber ich muß Ihnen das sagen; ich muß —“

Da hörten sie Wladimir Wassilitsch' Stimme; die Falltür wurde aufgerissen, Wladimir stieg herab, so eilig, daß er die Leiter beinahe hinuntersprang. Etwas Außerordentliches mußte vorgefallen sein. Sein Gesicht war farblos, aber in seinen Augen flammte wilder Triumph.

„Was ist geschehen?“ riefen Anna Pawlowna und Sascha in einem Atem.

„Die Unseren haben den Zaren zum Tode verurteilt und ich bin in das Exekutivkomitee gewählt.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Fürstin Danilowsky hatte ihren Empfangsabend. Nach einer Mode, welche die Fürstin in gewisser Pariser Salons kennen gelernt, waren im Teezimmer sämtliche Lampen mit dichten roten Schleieren verhüllt, so daß die Dämmerung, welche in dem großen Raume herrschte, im ersten Augenblick die im Zimmer befindlichen Personen nicht erkennen ließ; es waren zum größten Teil Damen im Alter der Fürstin. Der roten Beleuchtung zuliebe, die als Novität viel von sich reden machte, trugen sie helle Soireetoiletten und waren im Gesicht nur leicht gepudert; der rosige Schein gab allen ein jugendliches Aussehen.

Unwillkürlich sank in dem Zwielicht die Konversation zum Flüstern herab; man führte meistens Gespräche zu zweien. Nur um den Teetisch der Fürstin versammelte man sich zu einer allgemeinen Plauderei. Die anderen Gemächer hatten zwar eine etwas hellere Beleuchtung, doch war auch hier das Licht durch farbige Schleier so gedämpft, daß kein in-

diskreter Strahl in das mystische Halbdunkel des Allerheiligsten drang. Natürlich rauchten auch die Damen. Die Zigaretten wurden an einem antiken pompejanischen Lämpchen angezündet und ihre glühenden Spitzen durchfunkelten die Dämmerung und erfüllten das Gemach, darin eine Atmosphäre von Tabak, Patschuli und Räucherwerk herrschte, mit blassem Dunst.

Wo die Unterhaltung lauter war, wurde das gewöhnliche Thema verhandelt: Literatur, Theater, Gesellschaft. Man hörte die gewöhnlichen Phrasen.

Boris Alexeiwitsch war nicht anwesend. Er liebte die Mysterien des fürstlichen Teezimmers nicht und besuchte die Gesellschaft der Fürstin nur dann, wenn er seine Cousine Anna Pawlowna dort vermutete.

Mehrere junge Männer erschienen. Einige davon waren Ausländer, Franzosen, nervöse Herren mit matten Augen und geziertem Lächeln. Gegen diejenigen Damen, von denen sie sich protegiert wußten, nahmen sie einen nachlässigen Ton an, gegen andere verhielten sie sich voll kühler Höflichkeit. Man traf sie in vielen Salons, wo sie die bequemsten Fauteuils einnahmen, kandierte Früchte naschten und mit ihren über und über beringten, weißen, weichen Händen kokettierten. Von der übrigen Männerwelt wurden sie verachtet, aber geduldet. Dagegen konnte es geschehen, daß um ihre Freundschaft unter den Frauen Neid und Eifersucht entstand.

Auch ein Deutscher war heute anwesend; doch konnte er es nicht zu Erfolgen bringen. Man fand ihn zu gesund und einem Russen nicht unähnlich genug.

Am Teetisch unterhielt man sich über Anna Pawlowna, von der behauptet wurde: „La princesse n'a pas de coeur.“

Dem widersprach die Wirtin: „Elle est si bonne! Et puis — sie ist unglücklich.“

„Anna Pawlowna?“

„Mais oui! Der Prinz vernachlässigt sie.“

Rings um den Tisch wurde gelächelt. Es gab in Moskau so viele vernachlässigte Frauen. Freilich stellten einige die Behauptung auf, daß es noch mehr vernachlässigte Ehemänner gäbe. Jedenfalls war die Zahlendifferenz nicht groß.

„Sie sollte sich besser arrangieren,“ meinte die Gräfin Potembin, eine Dame, die in dergleichen Arrangements Übung besaß. „Ach hat die Prinzessin durchaus kein Talent für das Allgemeine, durchaus keinen Wohltätigkeitssinn.“

In der Tat beteiligte sich Anna Pawlowna nur mit ihrem Namen und ihrem Gelde und nicht mit ihrer Person an den verschiedenen Vereinen. Die Anstalt für sittlich verwahrloste Mädchen, welche sie hatte gründen helfen, interessierte sie nicht im geringsten. Wenige brachten ihr Leben mit solchen Nichtigkeiten hin wie sie. Die Lektüre eines Romans kostete sie Anstrengung und die Sorge für ihre Toilette schien sie ganz auszufüllen. In der neuesten Zeit war indessen manches anders geworden; selbst die Fürstin hatte es bemerkt und glaubte den Grund davon zu kennen.

„Elle aime.“

Dieser Ausruf erzeugte Sensation. Man wollte einen Namen wissen. Vorsichtig teilte die Fürstin ihren Intimen mit: „Elle aime l'opposition.“

Da kam gerade die Prinzessin; in einer schwarzen Samtrobe mit schwarzer Spitzencoiffure. Sie stand auch zu den Toiletten des Teezimmers in Opposition, was die dunkle Farbe ihres Kleides in eklatanter Weise zeigte.

Die Wirtin erhob sich und ging ihr entgegen:

„Comme vous êtes tard.“

„J'étais très occupé.“

Sie ließ sich zu einem Platz führen und setzte

sich, ohne jemanden zu grüßen. „Da ich in der Dämmerung deines Salons niemand zu erkennen vermag, so kann ich auch nicht grüßen,“ hatte sie zur Fürstin gesagt. „Bittest du mich, trotzdem zu kommen, so ist das deine Sache.“ Die Fürstin bat sie trotzdem zu kommen, und Anna Pawlowna kam und grüßte nicht.

Am Teetisch lenkte man, mit ohne Absicht, das Gespräch auf die Nihilisten.

„Schade, daß man diese Menschen nicht bei sich sehen kann,“ meinte die Fürstin, deren Neugier seit ihrer Unterredung mit Boris Alexeiwitsch erregt war. „Einige darunter sollen übrigens ganz leidliche Manieren haben. C'est étonnant!“

„Es ließe sich vielleicht der Versuch machen,“ schlug eine gewisse Frau Lermonnnow vor, berüchtigt durch ihre Salondekorationen: Musiker, Poeten und interessante Charaktere.

Man lachte.

„Ich sage es im Ernst,“ rief die Dame beleidigt. „Was meinen Sie, Prinzessin?“ wandte sie sich an Anna Pawlowna, neben der sie saß. „Enfin; ce sont des hommes, qui feront crâbler toute la Russie. Sie werden bald Mode sein.“

„Die Nihilisten?“ fragte der Deutsche, der keine Konversation machte.

„Mais certainement! On en parle partout. Wissen Sie, was sie eigentlich bezwecken?“

„Meinen Sie mich?“ fragte Anna Pawlowna. „Vous, princesse.“

Ob sie sich kompromittieren wird? war der Gedanke aller. Aber sie ist klug und katherzig.

Sie kompromittiert sich, dachte die Fürstin. Sie ist viel zu stolz, nicht zu sagen, was sie denkt. Uebrigens ist alles ziemlich einerlei.

Die Fürstin sollte recht behalten.

„Was sie eigentlich bezwecken?“ wiederholte Anna Pawlowna langsam, aber ohne alle Lebhaftigkeit. „Das werden sie selbst nicht recht wissen. Aber wissen denn wir, was wir wollen? Nun: leben und genießen. Vielleicht wollen sie dasselbe, und ich würde es ihnen nicht verdenken. Uebrigens kümmern sie sich nicht viel um die Zukunft. Ihre erste Aufgabe ist, mit der Gegenwart fertig zu werden. Auf welche Weise sie damit fertig werden, das ist ihre Sache. Sie werden sich nicht lange darauf besinnen. Zur Erreichung ihres Zweckes bedienen sie sich selbstverständlich aller der ihnen zu Gebote stehenden Mittel. Sind es gute Mittel, können es gute Mittel sein? Nein! Revolutionen haben in allen Ländern, zu allen Zeiten stattgefunden, und niemals war ein Land dafür reifer als Rußland. Aber in Rußland nehmen alle Dinge eine eigenartige Form an, was nun einmal in unseren Verhältnissen liegt. Diese Verhältnisse Rußlands mußten den Nihilismus hervorbringen. Ich finde das alles höchst einfach.“

Boris Alexeiwitsch war eingetreten und hatte erstaunt zugehört. Was fällt ihr ein? dachte er, und näherte sich ihr.

„Vorsicht!“ flüsterte er, hinter ihren Stuhl tretend.

„Sie hören, ich mache Propaganda für den Nihilismus,“ sagte Anna Pawlowna laut, ohne den Klopff zu wenden. „Unterstützen Sie mich.“

Einige, die ferner saßen, standen auf und kamen an den Tisch.

„Bon soir, Boris Alexeiwitsch!“ rief die Fürstin, die sich in großer Verlegenheit befand und der Konversation eine Wendung zu geben versuchte. „Waren Sie in der Oper? Was wurde gegeben? Erzählen Sie doch?“

„Verzeihen Sie, Fürstin. Man sprach hier von dem Nihilismus und meine schöne Cousine forderte mich auf, ihr Beistand zu leisten. Wie sie hören, nimmt

Anna Pawlowna die Sache ernsthaft. Das tue auch ich. Meine Herren und Damen, ich schwöre Ihnen zu, daß ich die Nihilisten für die Menschen der Zukunft halte.“

Man lachte und rief: „Bravo!“

„Er ist so geistvoll,“ flüsterte die Gräfin Brow der Frau Lermonnnow zu.

Alle fanden die kleine Szene äußerst pikant; nur die Fürstin geriet in Sorge um ihren Liebling, während es ihr doch zugleich schmeichelte, daß dieser Vorgang sich in ihrem Teezimmer ereignete. On en parlera demain dans tout Moscou, sagte sie sich.

In dem Tone, in welchem er im Klub seine pikanten Geschichten erzählte, fuhr Boris Alexeiwitsch nun fort:

„Meine Damen und Herren, folgen Sie meiner schönen Cousine und mir und machen Sie mit uns Propaganda für den Nihilismus. Gehen wir unter das Volk, werden wir Altrussen, Slavophilen! Das Kostüm wird uns entzückend stehen und der Kaftan ist, mit dem Frack verglichen, eine klassische Tracht. Vertauschen wir den Sekt mit unserem lieben Nationalgetränk und versuchen wir, die guten Qualitäten unserer Grütze würdigen zu lernen: es wird uns vortrefflich bekommen. Stellen Sie sich die Wirkung vor, wenn wir dem Volk aus Alexander Herzen oder Moleschott vorlesen. Natürlich bekommen wir Prügel, was heutzutage in Rußland der bequemste Weg ist, zur Unsterblichkeit zu gelangen. Wir werden verdächtigt, wir müssen fliehen, mit einem falschen Paß, nach Baden-Baden oder Genf, mit einem Male sind wir Helden und Heldinnen geworden. Welche von den Damen möchte sich länger mit Pariser Blumen schmücken, wenn sie sich die Gloriole der Märtyrerin als Coiffure verschreiben kann?! Das ist mehr als chic, das ist pschutt. Und sie bekommt für diese höchste Eleganz nicht einmal eine Rechnung präsentiert.“

Es ist wirklich scharmant, dachte die Fürstin, im höchsten Grade davon entzückt, wie geschickt Boris Alexeiwitsch sich aus der Affäre gezogen hatte. Und in der Tat konnte Anna Pawlowna ihrem Vetter dankbar sein; denn die schmale Travee hatte ihr sonderbares Benehmen vergessen machen. Die einzelnen Gruppen lösten sich, man redete lauter, ungenierter; ja, unter dem Schutze der Dämmerung begannen einige sich freier zu benehmen, als es sonst selbst in Moskau gestattet war.

Anna Pawlowna wechselte noch einige Phrasen und erhob sich; sie blieb niemals länger als eine halbe Stunde, Boris begleitete sie.

„Das war unklug,“ sagte er halblaut zu ihr, sie durch die lange Reihe der Gemächer führend.

„Du warst um so vorsichtiger. Ich mag nicht immer heucheln und lügen.“

„So wäre, was du äußertest, wirklich deine Ansicht?“

„Das solltest du wissen. Uebrigens wirst auch du „Sie wissen, Boris Alexeiwitsch, wir werden uns nie verstehen.“

„Sie halten mich für frivol?“ antwortete Boris in derselben Sprache.

„Sie sind es.“

„Kann man in unserer Zeit anders sein?“

„Gibt es denn in unserer Zeit gar keine Männer?“

„Wen nennen Sie einen Mann?“

„Denjenigen, der instande ist, eine große Leidenschaft zu fühlen.“

„Sie halten mich einer solchen Empfindung nicht fähig?“

„Nein.“

„Und in der Hoffnung, einen solchen Mann zu finden, fühlen Sie sich zu dem Nihilismus hingezogen?“

„Ja.“
 „Sie könnten mich bekehren.“
 „Das will ich anderen überlassen. Ich habe jetzt ernstere Dinge vor.“
 „Ich merkte Ihnen gleich an, daß etwas geschehen sein müsse. Was ist es?“
 „Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse. Noch können Sie sich zurückziehen.“
 „Und Sie?“
 „Ich habe mich entschieden.“
 „Es wird zu Ihrem Verderben führen.“
 Sie sah ihn auf eigentümliche Weise an; aber sie lächelte dabei.

Dreißigstes Kapitel.

Boris Alexeiwitsch schickte sein Coupé fort und ging zu Fuß.

Also die Sache wird ernst, dachte er. Ich hoffe, nun wird mich die Sache interessieren. Solange es eine Phrase war, wußte ich nichts damit anzufangen; solange war es eben nur eine Redensart mehr. Und das Beste ist, daß diese Menschen recht haben, es ist etwas faul im Staate Rußland. Wir kranken an schlechten Säften, das Volk kann uns Arznei sein. Trotz unseres Barbarentums fangen wir an, uns alt zu fühlen. Das kommt daher, daß unsere Institutionen sich überlebt haben. Also gebt uns neue Institutionen und neues Leben. Auf friedlichem Wege ist das nicht zu erreichen. Also Gewalt! Ich muß dabei an den Affen denken, der uns die Kastanien aus dem Feuer holen soll; ich sehe indessen nicht ein, warum sie uns weniger schmecken werden. Wenn wir die Revolution beschützen, tun wir genug. Ist sie erst da, dann — *carte blanche*. Es ist wahr, der politische Kopf Europas trägt eine moderne Frisur, und Rußland noch den abscheulichen Zopf, der uns wie eine Knute den Rücken herab hängt. Rußland muß sich frisieren lassen und das Volk kann den Friseur spielen. Es kann uns unseren Zopf abschneiden; den übrigen Teil der Toilette wollen wir dann schon selbst besorgen.

Er dachte an das Leben, das er führte, und es kam ihm plötzlich unsäglich leer und öde vor. Boris Alexeiwitsch gehörte zu den Männern, deren Existenz sich um einen einzigen Punkt dreht: die Frau. Nicht die chiffrierte Frau, bei der es nur auf die Höhe der Summe ankommt, sondern die Frau aus der Gesellschaft, die sogenannte anständige Frau, welche allein durch Leidenschaft — wenigstens durch eine mehr oder minder glückliche Nachahmung derselben — zu erwerben ist. Wurde dieser Punkt aus dem Leben von Boris Alexeiwitsch gestrichen, so viel dieses in sich zusammen. Und es drohte so zu kommen. Keine Leidenschaft hatte Stich gehalten. Es war, als ruhte auf dem Besitz des Verbotenen ein Fluch, der den Genuß an dem Besitz und die Leidenschaft unausbleiblich zerstörte. Es war unerträglich! Es entnervte, stumpfte ab, erstickte jeden Wunsch bereits im Keim. Die ewige Frage: wozu? wozu alle diese Anstrengungen und Aufregungen? begann ihm Ekel einzufloßen. Denn jemand, der im Leben nichts Hohes sieht, hat es in seinen Tiefen gar bald erschöpft. An eine Ehe mochte Boris Alexeiwitsch nicht denken; er fühlte nicht die geringste Veranlassung, durch Gründung einer Familie für den Staat zu sorgen.

Höchstlich erstaunte er, als er in der letzten Zeit die Entdeckung zu machen glaubte, daß er besser sei, als er selber angenommen. Er sehnte sich — wonach? Er wußte es selbst nicht. Sollte wiederum eine Frau im Spiele sein? Die alte Empfindung in einer neuen, verbesserten Auflage? Mit einer Art von Neugier wartete Boris Alexeiwitsch ab, wie er sich zu der Sache verhalten würde.

Vielleicht sind es die Ideen dieser jungen Schwärmer, die mir zu schaffen machen, reflektierte er. Sie sind ganz unsinnig, aber mir gerade ihres offenkundigen Wahnwitzes wegen sympathisch; ganz abgesehen davon, daß ihre Verwirklichung doch einigen Nutzen bringen kann.

Er beeilte sich, auf ein anderes Thema überzuspringen.

Was fange ich mit dem Abend an? Für die Oper ist es zu spät. Ich könnte in der Eremitage soupiieren, aber der Sekt war gestern schlecht frappiert. Bleibt der Klub! Also in Gottes Namen in den Klub! Ich werde spielen und ich werde verlieren.

Er schlug den Weg nach dem Klub ein, änderte jedoch plötzlich die Richtung.

Ich sollte mich wieder einmal bei Wladimir Wasilitsch zeigen. Der schöne Bursche hegt Mißtrauen. Gerade jetzt, wo ich anfangen, die Sache ernst zu nehmen, wäre mir das unbequem. Ich will ihn fragen, ob er mich gebrauchen kann und wozu. Ja, wozu wohl?! Spionage treiben. Pfui. Geld geben, da müßte ich erst spielen und gewinnen. Leitartikel für den „Volkswillen“ schreiben. Dazu ist meine Feder nicht blutdürstig genug. Also bleibt das Vermitteln von Korrespondenzen, das Verbergen von der Polizei verdächtigen Persönlichkeiten. Das ist wenig. Ich sehe es ein. Aber es ist genug, um mir für zeitlebens die Bergwerke zuzuziehen. Das müssen sie einsehen. Auch muß ich mich um Wera Iwanowna kümmern.

Und er wandte sich der Preobraschenskaja-Vorstadt zu.

Sie ist schöner geworden als ich dachte; aber sie hat noch denselben stolzen, frechen Blick. Das ist eine geborene Anarchistin! Schade, daß sie einen dieser plebejischen Kerle gehören wird. Vielleicht mehreren. Denn sie teilen ja wohl auch ihre Weiber untereinander — *tout comme chez nous*! Vielleicht ist sie wirklich tugendhaft. Wie lange noch? Glücklicherweise der Mann, welcher der erste ist. Vielleicht wird es dieser schöne, blutgierige Terrorist sein; er soll ein wahnsinniges Glück bei den Frauen haben. Oder dieser junge Kraftmensch Sascha. Wer es auch sei, ich beneide ihn.

Als er das Gärtnerhäuschen erreichte, fand er daselbst nur Colja anwesend. Die Männer waren noch in der Druckerei beschäftigt und hatten sich Tania zur Hilfe geholt.

Daß Wera Iwanowna und Natalia Arkadijewna noch den Abend von Dawidkowo zurückerwartet wurden, hatte er durch Anna Pawlowna erfahren; so blieb er denn, ließ sich von Colja in das Arbeitszimmer führen, setzte sich und zündete eine Zigarette an. Das öde Zimmer mit den abscheulichen, rot angestrichenen Fichtenmöbeln verletzte sein ästhetisches Gefühl dermaßen, daß er das Licht löschte, einen Laden öffnete und an dem offenen Fenster Platz nahm.

Er verlor sich in Betrachtungen.

Da wundert man sich, daß es Anarchisten gibt. Wenn ich zwischen diesen vier kahlen Wänden leben, auf solchem Stuhle sitzen, von solchen Tischen essen müßte, ranzige Butter und hartes Brot, durch saure Arbeit, mit Schweiß und Mühe verdient, so würde ich auch ein wütender Terrorist sein. Warum schreien wir also so? Sobald sie die Macht haben werden, mir diesen warmen, schönen Pelz ausziehen, es ist ganz natürlich, daß sie es tun. — Ich glaube da kommt sie.

Ein Wagen kam langsam herangefahren, hielt und rollte dann wieder fort. Boris Alexeiwitsch hörte auf der Landstraße sprechen.

„Ich gehe von hier zu Fuß nach Hause,“ sagte

Natalia Arkadijewna. „Nein, es soll mich niemand begleiten. Wann sehe ich dich?“

„Wladimir Wassilitsch wünscht, daß ich bei Anna Pawlowna wohnen soll. Sie hat es mir angeboten.“

„So wohnst du bei mir.“

„Wie gern würde ich das, aber ich darf nicht, Wladimir Wassilitsch will es nicht.“

„Dann hilft es nichts. Das nächste Mal mußt du allein nach Dawidkowo. Ich habe es Grischa schon gesagt, er war ganz glücklich darüber. Weißt du, daß er in dich verliebt ist?“

Boris Alexeiwitsch horchte auf. Der Teufel hole den Kerl, der solchen guten Geschmack hatte. Aber was ging es ihn an?

Trotzdem wartete er begierig auf Weras Antwort.

„Ich hoffe sehr, daß du dir das nur einbildest; wie sollte er dazu kommen? Uebrigens tut er mir leid.“

„Warum?“

„Weil er unglücklich ist.“

„Er wird glücklich sein, sobald er ganz zu den Unseren gehört. Es liegt in deiner Hand, ihm so glücklich zu machen.“

„In meiner Hand?“

„Es ist so, wie ich dir gesagt habe. Ich rede noch mit dir darüber.“

„Aber schicke mich nicht wieder nach Dawidkowo. Ich bitte dich darum.“

„Warum willst du nicht wieder hin?“

„Weil es dort so schön ist, weil dort Frieden ist, weil wir den Frieden vernichten müssen. Denn wo in wir kommen, bringen wir die Zerstörung mit.“

„Daran wirst du dich gewöhnen müssen.“

„Das weiß ich. Ich hoffe es auch zu können; nur schicke mich nicht wieder nach Dawidkowo.“

„Befürchtest du, dich in Grischa zu verlieben?“

„Ach nein.“

„Du scheinst es zu bedauern. Aber es wäre vielleicht recht gut für dich; denn ihr beide paßt zusammen. Diese Liebe würde dich schützen.“

„Vor wem?“

„Vor der Versuchung. Du kennst die Männer nicht und ihre Leidenschaften. Gedenke deines Eides, dir selbst getreu zu bleiben und hüte dich! Wera Iwanowna, hüte dich vor — —“

Boris Alexeiwitsch beugte sich vor, um besser zu hören.

Einunddreißigstes Kapitel.

Wera fand das Haus offen, aber alles darin dunkel und öde. Während sie sich durch den Gang nach dem Arbeitszimmer tastete, dachte sie an das friedliche Haus in Dawidkowo, an seine dunklen Efeu- wände, an das hübsche bunte Zimmer, wo das Mütterchen saß und vielleicht gerade bitterlich über eine Geschichte weinte, während durch das offene Fenster Flieder und Narzissen hereindufteten.

Sie trat in das Arbeitszimmer und rief leise nach Tania. Niemand antwortete. Im oberen Stockwerk hörte sie Colja singen; vielmehr einige schluchzende, gurgelnde, gellende Töne ausstoßen, die Gesang bedeuten sollten. Wera stand und lauschte. Noch niemals waren ihr die Lieder des russischen Volkes so tot-traurig vorgekommen.

Ein Gefühl von Vereinsamung, wie sie es bis dahin nicht gekannt hatte, überkam sie und preßte ihr das Herz zusammen. Ist es möglich, daß der Mensch sich so allein fühlen kann? dachte sie. Die Gestalten von Sascha und Tania, von Natalia Arkadijewna und Grischa traten vor sie; aber ihr war, als sei sie für immer von ihnen geschieden, als könne sie dieselben niemals wieder erreichen. Was hatte sich zwischen sie und ihre Freunde gedrängt? Nichts war geschehen und doch kam ihr die Welt so finster und

verödet vor, wie das Zimmer, in dem sie sich befand.

Sie wollte Licht anzünden und Colja rufen, unterließ jedoch beides und trat an das Fenster.

... Morgen fange ich meine Tätigkeit an, morgen gehe ich zu Anna Pawlowna. Dort wird Boris Alexeiwitsch sein. Was habe ich mit ihm gemein? Er und ich gehen getrennte Wege. Wir können nicht einmal miteinander reden, denn wir verstehen uns nicht. Das ist traurig. Es können also zwei Menschen dieselbe Sprache sprechen und doch nie etwas voneinander erfahren; das Volk nie etwas von denen, die das Glück des Volkes in Händen haben. Aber Sascha meint, daß sie uns kennen lernen wollen. Das müssen sie, sonst ist keine Hoffnung, nicht für sie und nicht für uns. Aber wie soll das geschehen? Wie soll Anna Pawlowna jemals Sascha verstehen, wie Boris Alexeiwitsch jemals mich oder ich ihn?

Und wie soll ich von morgen an leben? Was soll ich tun, reden, denken? Ich soll Anna Pawlowna bewachen und ihr zugleich Vertrauen für mich einflößen? In ihrem eigenen Hause soll ich sie belauern; als ihr Gast, dem sie Gutes erweist, der sich von ihr Gutes erweisen läßt, und sie dann verraten. — Es ist schändlich! Aber wenn sie das Volk verrät, muß es doch wohl das Rechte sein. Uebrigens wird es mir geboten. Und dann geschieht es für das Volk! Könnte ich nur das begreifen: Unsere Sache ist so gerecht, daß daran nicht zu rühren ist. Warum können wir unsere Sache nicht durchfechten, ihnen allen frei ins Gesicht? Aber freilich, sie sind so ungerecht, daß sie uns zwingen, mit unserer Sache im verborgenen zu bleiben. Dann hilft es nichts, dann muß es über sie kommen. Wir aber sind schuldlos daran ...

Während sie so mit ganzer Seele kämpfte, ergriff sie plötzlich eine heiße Sehnsucht nach dem Gebet, das ihr etwas vollständig Fremdes geworden war. Der Jammer, mit gebundenen Händen dem Elend des Volkes zusehen zu müssen, hatte ihre religiösen Empfindungen gelähmt. Nun war sie aus ihrem dumpfen Leben in der Heimat herausgerissen worden, nun strömten die Eindrücke wie Fluten auf sie ein, nun wurde ihr ganzes Wesen wie von einem Sturm aufgerüttelt. Sie fühlte sich haltlos und suchte in ihrer Angst nach der Hand, die sie fassen konnte.

Sie hob ihr Gesicht, drückte die Hände gegen die Brust, murmelte, flüsterte.

Aber es wollte nichts helfen. Sie betete Worte, nichts als Worte. Mitten im Satze hörte sie auf, von dem entsetzlichen Bewußtsein durchzuckt, daß sie nicht mehr zurück konnte; die Heilkraft des Gebetes verschloß sich ihr, das Gebet versagte seine Kraft; Gott hatte sie verlassen, wie sie sich von ihm abgewendet hatte.

Was blieb ihr übrig?“

Der Glaube an den Jammer der Menschheit!

So sollte Wladimir doch recht haben, daß der Nihilismus keine Theorie ist, sondern eine Religion; wer ihn ausübt, kann keinen anderen Glauben neben diesem anerkennen.

Aber wie heißt der Gott dieses Kultus? Es war ein abstrakter Begriff: Gleichheit. Glück, Genuß —

Sie fühlte sich von Entsetzen gefaßt, ein Schwindel ergriff sie, so daß sie niedersank. In diesem Zustande halber Bewußtlosigkeit bemerkte sie die Nähe eines Menschen, eines Mannes, und daß jemand sich über sie beugte. Sie wollte aufspringen, fuhr aber nur wie im Krampfe zusammen. Dann hörte sie dicht an ihrem Kopfe flüstern: „Sie sind unglücklich, Wera Iwanowna, Sie suchen Trost und Hilfe und finden keine. Und unglücklich bin auch ich, auch ich suche Trost und Hilfe und finde keine. Wir glei-

chen uns, wir passen zusammen. Aber Sie sind rein, gut und edel. Das bin ich nicht. Wenn Sie wüßten, wie ich bin, würden Sie vor mir zurückschauern. Sie sollen es wissen. Aus Ihrem Munde will ich erfahren, ob Gott mir barmherzig sein kann. Hören Sie.“

Er erwartete, daß sie aufstehen, daß sie ihn fortweisen würde. Aber sie machte keine Bewegung, es lag über ihr wie eine Erstarrung. Dabei wußte sie mit vollkommener Deutlichkeit: es ist Boris Alexeiwitsch, der neben dir steht, Boris Alexeiwitsch, vor dem du dich hüten sollst, der dich haßt — der einer der Unseren geworden ist. Er flüstert dir zu mit seiner sanften, weichen Stimme. Er sagt dir, daß er schlecht sei, daß Gott ihm barmherzig sein möge. Gott sei mir barmherzig! Ich kann ihm nicht helfen.

Dann horchte sie gespannt, was er ihr sagen würde.

„Wenn Sie wüßten, was für ein entsetzlicher Mensch ich bin; ich schäme mich vor mir selbst. Ihre reine Seele vermag nicht, sich vorzustellen, wie es in der Welt zugeht. Keiner darf dem anderen trauen. Jeder belügt den anderen. Trauen Sie niemandem; auch mir nicht. Es kann von mir nur Unheil kommen, obgleich ich den besten Willen habe — —“

Er schwieg und holte schwer Atem.

Gott weiß, wo das hinaus soll, dachte er; aber den besten Willen habe ich wahrhaftig. Er fühlte seine Augen feucht werden. Was ist das? Ich weine ja wohl? Wäre ich am Ende doch ein besserer Mensch, als ich selbst weiß? Und er fuhr mit bewegter Stimme fort: „Glauben Sie, daß ein Mensch sich bessern kann, wenn er den Willen dazu hat? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich mich sehr unglücklich fühle. Wie sagten Sie vorhin in Ihrem Selbstgespräch? Sie wären nicht würdig zu glauben? Ach, Wera Iwanowna, ich bin nicht einmal würdig, zu lieben. Das ist entsetzlich, nicht wahr? Auch habe ich noch niemals geliebt; es war immer etwas anderes, etwas, wovon Sie keine Ahnung haben.“

Und er unterdrückte ein Schluchzen.

Jetzt stand Wera auf. Boris sah, welche Anstrengung es sie kostete. Sie lehnte sich gegen die Wand und wandte ihm ihr Gesicht zu.

Warum sieht sie mich so entsetzt an? dachte er. Sollte ich mich getäuscht haben? Aber sie ist so schön, daß ich um ihretwillen wollte, es wäre alles wahr, was ich gesagt habe. „Aber so reden Sie doch,“ sprach er laut. „Mein Gott, was ist Ihnen? Habe ich Sie erschreckt?“ Sie schwieg immer noch.

„Wenn Sie befehlen, will ich gehen.“

Damit wandte er sich der Tür zu. Da endlich sprach sie; Boris hörte es ihrem Atem an, wie schwer es ihr wurde.

„Boris Alexeiwitsch, warum haben Sie mir das alles gesagt, mir, die Sie mich im Grunde Ihres Herzens verachten?“

„Ich Sie verachten? Ich verehere Sie!“

Aus seinem Tone klang eine solche Ueberzeugung, eine solche Ergriffenheit, daß Wera erbebte. Mit klangloser Stimme fuhr sie fort: „Sie verachten das Volk, dem Sie doch Hilfe versprechen; Sie spielen mit ihm, und wenn es nicht mit sich spielen lassen will, heben Sie Ihre Hand und schlagen dem Volk ins Gesicht. Wie sollten Sie sich da beglückt fühlen können? Beglücken Sie doch nicht.“

„Bessern Sie mich!“

„Ich?!“

„Sie können es, Sie allein!“ Er wandte sich ihr zu und sah ihr fest in die Augen.

„Sie allein können es,“ wiederholte er leise und eindringlich. „Versuchen Sie es mit mir. Machen

Sie aus mir einen Menschen, der würdig ist, daß er lebt. Ich bin ein schlechter Mensch, der sich bessern möchte. Noch niemals in meinem Leben habe ich so zu einer Frau gesprochen. Wenn Sie mich nicht anhören, wenn Sie sich von mir wenden, so ist es um mich geschehen. Nun tun Sie, was Sie wollen.“

Er sah ihren Kampf und wußte genau, daß sie unterliegen würde, unterliegen, nicht weil sie schon jetzt ihn liebte, sondern weil sie an ihn glaubte, weil er sie dauerte. Aber er hatte kein Erbarmen mit ihr. Uebrigens war es keine Lüge, noch nie hatte er so zu einer Frau gesprochen.

Als bald darauf Wladimir mit Sascha und Tania ins Zimmer trat, ging Wera ihnen entgegen und sagte, auf Boris Alexeiwitsch deutend: „Er wird Teil an allem nehmen, was wir vollbringen. Vertraut ihm.“

(Fortsetzung folgt.)

Zweiunddreißigstes Kapitel.

In derselben Nacht sollte sich auch Anna Pawlownas Schicksal erfüllen.

Als sie von der Fürstin nach Hause kam, teilte der Wortschik ihr mit, daß der Prinz eingetroffen sei. Anna Pawlowna runzelte die Stirn.

Was soll das heißen, dachte sie. Hat er Argwohn, daß er mich so überfällt? Sollte er eifersüchtig sein? Als ob er ein Recht auf mich hätte! Wurde ich ihm doch verkauft. Er soll es nicht wagen!

Verkauft! Verkauft! hallte es in ihr wider, während sie die Treppe hinaufstieg und sich in ihre Gemächer begab.

„Wo befindet sich Karl Petrowitsch?“

„Im Speisezimmer.“

Sie ließ sich ihre Umhüllung und ihren Schleier abnehmen und begab sich in das Speisezimmer.

Er soll es nicht wagen! war von neuem ihr Gedanke. Sie preßte die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Wie war es möglich gewesen, es so lange zu dulden? Wie abscheulich von ihr!

In dieser feindseligen Stimmung trat sie dem Prinzen entgegen.

„Sie sind zurückgekehrt?“ begrüßte sie ihn, mit eisiger Kälte in Ton und Blick, sich der aufwartenden Diener wegen der französischen Sprache bedienend.

Karl Petrowitsch hatte sich ein in aller Eile zubereitetes Souper servieren lassen, bei dem der Champagner die Hauptsache war. Er erhob sich, ging auf seine Frau zu und küßte sie auf die Stirn.

Wie widerwärtig! dachte Anna Pawlowna, als sie den Druck seiner kalten Lippen fühlte.

„Sie haben mich nicht erwartet?“

„Nein. Warum telegraphierten Sie nicht?“

„Ich wollte Sie überraschen.“

„Hätten Sie Ihre Ankunft angezeigt, so würden Sie ein besseres Souper vorgefunden haben. Nun müssen Sie vorlieb nehmen.“

„Wie geht es Ihnen? Sie waren in Gesellschaft?“

„Bei der Fürstin Danilowsky.“

„Hm.“

„Sagten Sie etwas?“

„Sie wissen, daß ich es nicht gern sehe, wenn Sie die Fürstin besuchen.“

„Sie ist meine Freundin.“

„Ich muß Sie wirklich bitten — —“

„Um was?“

Sie sah ihn an. Schnell wandte er sich ab, trat zum Tisch zurück und ließ sich einschenken.

„Beenden Sie Ihr Souper. Ich werde Ihnen Gesellschaft leisten.“

Sie setzte sich ihm gegenüber und begann langsam ihre langen bis an den Ellbogen reichenden Handschuhe aufzuknöpfen. Der hohe bronzene Armleuchter, der zwischen ihnen stand, verdeckte ihm

ihr Gesicht.

„Sie haben meinen Brief erhalten?“ fragte der Prinz nach einer Weile.

„Ich hätte Ihnen morgen geantwortet.“

„Was ist Ihre Meinung?“

„Es ist eine große Auszeichnung.“

„Sie sagen das so gleichgültig.“

Anna Pawlowna zuckte die Achseln.

„Wann gedenkt der Zar die Reise anzutreten?“

„Das ist unbestimmt. Es hängt noch von Verschiedenem ab. Eben deshalb kam ich her.“

„Deshalb?“

„Auch wollte ich Sie persönlich um Ihre Ansicht befragen. Sie sind eine kluge Frau. Man hat Sie bei Hofe vermißt; ich mußte Sie entschuldigen. Es war sehr peinlich für mich.“

„Das bedaure ich.“

„Ich muß einige Tage hierbleiben. Vielleicht haben Sie die Güte, mich dann nach Petersburg zu begleiten.“

„Unmöglich.“

„Warum?“

„Sie kennen meine Ansichten über Petersburg. Warum quälen Sie mich also? Ich lasse Ihnen vollständige Freiheit, zu gehen, wohin Sie wollen, zu tun, was Sie wollen. Ich werde Sie niemals fragen, Sie niemals belästigen. Nur lassen Sie auch mir meine Freiheit. Ich bin ein Mensch für mich und will es bleiben.“

„Sie sind vor allen Dingen meine Frau,“ murmelte der Prinz zwischen den Zähnen und stürzte ein Glas Sekt hinunter. In seinen matten, von tausend Fältchen umrahmten Augen sprühte es auf; im übrigen veränderte sich keine Miene in dem vornehmen Gesicht, in dessen fahlem Teint der geschwärmte Schnurrbart und die gefärbten Augenbrauen finstere Schatten zogen.

Der eine Handschuh war aufgeknöpft. Anna Pawlowna warf ihn auf den Tisch und fragte statt aller Antwort: „Wird der Zar wirklich nach Moskau reisen?“

„Moskau ist vorgeschlagen worden. Wenn nichts dazwischen kommt, wird der Zar jedenfalls Moskau besuchen.“

„Was sollte dazwischen kommen?“

„Die Nihilisten — Gott verdamme sie! — machen wieder viel Lärm — Michailitsch, nehmen Sie den Leuchter fort; das Licht blendet.“

„Die Nihilisten machen wieder viel Lärm?“ wiederholte Anna Pawlowna gleichmütig und begann den zweiten Handschuh aufzuknöpfen. „In Petersburg oder in Moskau?“

„In ganz Rußland.“

„Ich habe davon gehört. Sie finden in allen Schichten der Gesellschaft Anhänger. Das kann ich verstehen.“

„Das können Sie verstehen?“

„Mein Gott, gewiß. Es muß vieles anders bei uns werden. Sie, der Sie unser Staatswesen so genau kennen, sollten das am besten wissen.“

„Sie überraschen mich. Was sind das für Gesinnungen!“ murmelte der Prinz und heftete seine matten Augen auf seine Gemahlin.

„Sie wissen es recht gut,“ bemerkte Anna Pawlowna ruhig, „Sie gestehen es sich nur nicht ein. Sich über gewisse Dinge klar zu werden, ist sehr unangenehm.“

„Haben Sie das an sich selbst erfahren?“

„Wohl möglich. Wenn ich recht verstanden, kommt der Zar nur unter gewissen Bedingungen nach Moskau?“

„Sie haben mich recht verstanden.“

Diese Bedingungen muß ich ergründen, dachte

Anna Pawlowna. Es geht etwas gegen den Nihilismus vor. Ich muß es erfahren, laut sagte sie: „Dürfen Sie mir Näheres mitteilen?“

„Warum nicht? Sie sind ja meine Frau. Aber es wird Sie kaum interessieren.“

„Vielleicht doch.“

„Viel kann ich Ihnen nicht sagen. Uebrigens wird in den nächsten Tagen der Staatsrat Arkad Danilitsch Niklakow hier eintreffen.“

„Der Staatsrat? Was will er hier?“

„Die Lage der Dinge studieren.“

„Er will Jagd auf Nihilisten machen?“

„Wie man's nimmt. Befindet sich Natalia Arkadijewna noch immer im Hause?“

„Befehlen Sie, daß sie es verläßt, jetzt, da ihr Vater kommt?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Aber Sie dachten es.“

„Sie müssen mir zugeben, daß Natalia Arkadijewna sich höchst ungebührlich gegen ihren Vater benommen hat. Ihre Familie erkennt sie nicht mehr an. Sie sind die einzige, die noch zu ihr hält.“

„Weil ich sie bewundere.“

„Sie ist offenbar eine Nihilistin.“

„Das ist möglich. Was schadet das? Heutzutage sind viele Russinnen aus den besten Familien Nihilistinnen.“

„Nun ja, reden wir nicht mehr davon. Der hauptsächlichste Grund, der mich hergeführt, war, mit Ihnen die Vorbereitungen zu dem Feste zu besprechen.“

„Würde der Zar geruhen, unser Haus zu besuchen?“

„Es wäre nicht unmöglich. Jedenfalls müßte man sich vorsehen.“

„Wen wünschen Sie einzuladen?“

„Davon morgen. Es wird eine lange Liste werden. Uebrigens ist es spät.“

Anna Pawlowna erhob sich.

„Sie haben recht, ich bin müde. Gute Nacht.“

„Gute Nacht. Ich sehe Sie noch.“

Sie sah ihm fest in die Augen. Wage es nicht! sagte ihr Blick. Dann entfernte sie sich.

Etwas muß geschehen sein, dachte der Prinz, ihr nachsehend. Aber was? Liebt sie einen anderen?

Er ließ sich noch eine Flasche Sekt bringen und schickte die Diener hinaus. Eine heftige Aufregung bemächtigte sich seiner. Die Vorstellung, auf die er in der Tat zum erstenmal verfiel, daß seine Frau einen anderen lieben könnte, brachte sein Blut in Wallung. Sie gab ihm fast ein Gefühl von Jugend; in seine Eifersucht mischte sich eine eigentümliche Empfindung, die beinahe Befriedigung zu nennen war. Sie liebt einen anderen, reflektierte er, aber sie gehört mir. Jetzt habe ich sie in der Hand und kann ihr die mir zugefügten Qualen vergelten. Sie verabscheut mich, aber sie ist meine Frau. Ihr Abscheu wird ihr nichts helfen; denn ich habe das Mittel, sie zu demütigen. Und das will ich.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Anna Pawlowna begab sich in ihr im zweiten Stock gelegenes Schlafgemach, schickte die Kammerfrau fort und verriegelte die Tür. Dann setzte sie sich vor den Toilettentisch und begann ihr Haar aufzulösen. Dabei lauschte sie auf jedes Geräusch. An die eine Seite des Zimmers schloß sich eine lange Reihe von Gemächern, auf eine Säulenhalle mündend, welche über der Moskwa lag; an der anderen Seite befand sich die Wohnung des Prinzen. Jeden

Augenblick erwartete die Prinzessin, es dort anklopfen zu hören. Die Dienerschaft war noch auf, dieser und jener im Korridor. Sie würde öffnen müssen . . . Sie sah ihn, wie er sie anschaute, mit dem erloschenen Blicke, der sich bei dem Betrachten ihrer Schönheit unheimlich erbebt. Wie er sie anlächelte mit den blassen, vertrockneten Lippen, zwischen denen die falschen Zähne hervorblinkten. Sie fühlte diese Lippen auf den ihren, stieß einen Schrei aus und wollte aufspringen. Da erblickte sie sich im Spiegel und entsetzte sich vor ihrem eigenen Bilde: das blasser Gesicht, von der Mähne ihres roten Haares wie von einer Flamme umlodert, darin ihr ganzer Leib zu versinken schien, die Lippen geöffnet, die Augen starr und weit offen —

Eine Weile betrachtete sie ihr Spiegelbild, als wäre es ihr etwas ganz Neues.

Also so kannst du aussehen, so schrecklich schön! So muß Judith ausgesehen haben, als sie dem Holofernes das Haupt abschlug. Merkwürdig, daß diese Tat so selten wiederholt wird, daß nicht mehr Morde geschehen, die Frauen an ihren Männern verüben. Aber wir sind so dirnenhaft!

Sie lehnte sich in den Sessel zurück, starrte auf ihr Bild und versank in Grübeleien.

Da ist dieser Sascha. Er soll mich lieben, er soll eine große Leidenschaft für mich hegen, dieser junge Gigant mit den Augen und dem Herzen eines Kindes. Seltsam, höchst seltsam!

Sie beobachtete im Spiegel, wie die Starrheit aus ihrem Gesicht schwand, wie sich dieses belebte, wie bei dem Gedanken an jenen Bauernsohn ein Lächeln auf ihre Lippen trat.

Was soll das bedeuten? Woran dachte ich?

Sie mußte sich darauf besinnen.

Ist das möglich?

Sie wurde unruhig, aufgereg. Plötzlich schreckte sie zusammen. Leise Schritte nebenan! Jetzt mußte es anklopfen.

Sie wußte nicht, was sie tat; sie sprang auf, löschte das Licht, stand mit angehaltenem Atem und lauschte.

Aber sie hatte sich doch wohl getäuscht?

Doch nein: jemand war an ihrer Tür, eine Hand legte sich auf den Drücker. — — Alles blieb still.

Er wagt es nicht! Er ist feige!

Sie atmete tief auf; dann entkleidete sie sich und legte sich zu Bett.

Mit einem Schauer erwachte Anna Pawlowna. Sie hatte geträumt, daß sie von Sascha geküßt wurde, daß sie Sascha küßte. Es ist nicht möglich, suchte sie sich selbst zu beruhigen, es ist gar nicht möglich, daß ich ihn liebe. Was für grobe, rote Hände er hat! Aber wie selig er war, wirklich ganz wie von Sinnen. Ich hätte eine solche Leidenschaft nicht für möglich gehalten. Mein Gott, welch ein Ausbruch! Ich befe noch davon. Und das alles sollte nur ein Traum gewesen sein?

Um sich vollends aus dem Schlaf zu bringen, öffnete sie die Augen und richtete sich in die Höhe. Aber sie mußte noch immer träumen. Sie träumte, daß ihr gegenüber die Wand sich bewegte, daß der Spiegel langsam sich drehte; sie träumte so lebhaft, daß sie, von einer entsetzlichen Angst gepackt, aus dem Bette sprang.

Da stand er vor ihr.

Keinen Laut vermochte sie hervorzubringen; aber hätte sie eine Pistole gehabt, so würde sie ihn mit kaltem Blute niedergeschossen haben. Auch er sagte nichts. So standen sie sich einander gegenüber.

Der Prinz machte eine Bewegung, als ob er sie fassen wollte; aber sie wich, die Augen auf ihn gerichtet, vor ihm zurück. Er folgte ihr. Sie schloß

sich bis zur Tür, griff hinter sich, rückte den Riegel fort, und dann durch die lange Reihe der Gemächer, Schritt für Schritt vor ihrem Verfolger zurückweichend, ohne den Blick von ihm zu wenden, ohne einen Laut zu tun. Sie kam in die Vorhalle, lautlos näherte sie sich der Brüstung, lautlos hätte sie sich hinübergeschwungen und hinabgestürzt. Da, mit einem Wutschrei, ließ er von ihr.

Sie blieb stehen, ihr Auge nicht von der Stelle wendend, wo sie ihn zuletzt gesehen. Aber er kam nicht wieder. Eine Viertelstunde verging, sie rührte sich nicht. Dann kauerte sie sich nieder, und da sie trotz der warmen Nachtluft zu frieren begann, löste sie ihr Haar und hüllte sich darin ein.

Welche Schmach! war alles, was sie zu denken vermochte.

Sie hörte unten den Fluß rauschen und lauschte darauf. Warum hatte sie sich nicht über die Brüstung geschwungen? Gern hätte sie es noch jetzt getan; aber sie konnte sich nicht regen. Es war ihr, als müßte sie einen Gedanken fassen, der ihr so lange fern gelegen, einen Entschluß ausführen, auf den sie nicht vorbereitet war. Was mochte es sein? Sie mußte sich aus der Erniedrigung erheben, sie mußte sich reinigen oder ihr Leben beenden. Aber wie sich erheben, wodurch sich reinigen?

Durch wahre Liebe! Sie mußte wahrhaft geliebt werden. Sie kannte manche, denen sie Leidenschaft einflößte; aber das war es ja eben, was ihr diese Männer abscheulich machte, was sie erniedrigte. Sie mußte wahrhaft geliebt werden! Wer aber liebte sie wahrhaft? Sie dachte nach und fand keinen. Ach, Sascha —

War sie von Sinnen, daß sie an diesen denken konnte, gerade an diesen?! Sie strengte sich an, es nicht zu tun, aber es gelang ihr nicht, ihre Gedanken von ihm zu wenden. Sie bemühte sich, ihn lächerlich zu finden, grob und plebejisch. Aber unablässig verfolgten sie sein frischer, roter Mund, seine traurigen Kinderaugen. Und diese Augen leuchteten auf in dem heiligen Feuer seiner Liebe zu ihr! Dieser Mund stammelte wirre Worte: sein Entzücken für sie! Ohne Abscheu zu empfinden, konnte sie denken, daß sie von diesen Lippen geküßt wurde wie ein Heiligenbild von einem Gläubigen, einem Verzückten.

Wie, wenn sie sich von ihrer Schmach befreite, dadurch, daß sie die Liebe, die Verehrung, die Anbetung dieses Guten und Reinen gestattete?

Wenn sie es recht bedachte, so mußte sie sich gestehen, daß sie noch keinen beglückt hatte, keinen Menschen wirklich beglückt, auch nicht für eine Stunde! Sie hatte Wohltaten gespendet und es war ihr gedankt worden; aber Glück bereitet hatte sie niemals. Hier konnte sie es, hier war ihr Gelegenheit gegeben, mit vollen Händen auszustreuen, zu verschwenden: Glück, Glückseligkeit!

Der neue Tag, der über Rußland aufging, beseelte die Menschen mit neuen Gefühlen, der Mann aus dem Volke stand gleichberechtigt neben der Frau aus der Gesellschaft, die sich nicht länger zu ihm herabwürdigte, sondern ihn und mit ihm sich selbst erhob durch die hohe Empfindung, die sie einflößte und der sie sich hingab.

Welch eine Phantasie!

Eine neue Welt, darin Volk und Gesellschaft sich geschwisterlich verschmolzen; als erstes Menschenpaar der Mann aus dem Volke und die Frau aus der Gesellschaft: der Bauernstudent Sascha und die Prinzessin Anna Pawlowna — —

Es würde ein Opfer ihres ganzen Selbst sein, aber ihr Entschluß war gefaßt.

(Fortsetzung folgt.)